

AR-Joem - 025-15

מצאי: 4480

כרטיס מצאי: 49656

מחשב: 54389

גליון של כתב העת

(MB) Mitteilungsblatt

ביטאון של "ארגון יוצאי מרכז

אירופה".

מס' 16 תאריך 22/4/1966

MB bringt heute:

E. LIEBSCHUTZ:
Norman Mailers neuer
Roman: Der Alptraum

GE. LU:
Ein Araber im Kibbuz

Poinische Impressionen

Aus Criticus' Tagebuch / Blick
in die Welt / Musik / Aus
Literatur und Kunst / Film /
Recht und Gesetz und andere
Beiträge



דמי החזרה	שולם
מובטחים	ת"א-יפו
ת"א. תל. 1480	137

ידועות של ארגון עולי מרכז אירופה Wochenzeitung des Jrgun Olej Merkaz Europa

Tel-Aviv • POB 1480 • Jahrgang XXXIV • Nr. 16 • Preis 60 Ag. • 22. April 1966 • ב' אייר תשכ"ו

JAWNE UND JERUSALEM

Zum Unabhängigkeitstage 1966

Vor kurzem fand eine Tagung des Verbandes der hebräischen Schriftsteller Israels statt. Die Berichte darüber gehörten zu den zahlreichen Zeitungsnachrichten, die mit mehr oder weniger grossem Interesse vom Leser aufgenommen wurden. Die Oeffentlichkeit schenkte dem Ereignis nur geringe Beachtung. Wir erinnern uns noch der Zeiten, als ein solcher Kongress und die auf ihm geführten Diskussionen ein Vorgang waren, der die lebhafteste Anteilnahme des damals noch so kleinen Jischuv erregte und dessen Probleme sogar in den zionistischen Kreisen der Golah ein Echo erweckten. Damals waren Schriftsteller und Intellektuelle in grossem Umfange mitverantwortlich für das öffentliche Leben der werdenden jüdischen Gemeinschaft Erez Israels; es bestand eine weitgehende Identität zwischen ihnen und den politischen und sozialen Führern, zwischen ihnen und den Lehrern. Eine Spaltung zwischen Intellekt und Macht gab es noch nicht, soweit man damals überhaupt von der Ausübung wirklicher Macht im Leben des Jischuv sprechen konnte, sondern der bestimmende Einfluss auf die Gestaltung des täglichen Lebens wurde in sehr erheblichem Umfange von Menschen des Geistes, von Intellektuellen, ausgeübt.

Heute ist dies nicht mehr oder nur in einem bescheidenen Umfange der Fall. Auch in Israel, wie in der Welt überhaupt, klafft eine Lücke zwischen den Wegen von Geist und Macht. Dabei allerdings darf man nicht sagen, dass die Träger der Macht nicht etwa selbst Menschen von hoher geistiger Kapazität sind. Aber es ist eine andere Kapazität als diejenige, die wir denen beizulegen pflegen, auf die das Wort „Intellektuelle“ angewandt wird. Es sind die Orga-

nisatoren des Volkswillens, die Repräsentanten der Massenbeeinflussung, die Manager der grossen Unternehmungen, die Technokraten, wie man sie bezeichnet hat, die im Vordergrund des öffentlichen Lebens auch unseres Staates stehen. Nur ein Zufall ist es, wenn der eine oder andere von ihnen jene Art des Weitblickes auf Welt und Menschen hat, jene Form der kritischen Beziehung zu sich selbst und zu dem von ihm ins Werk Gesetzten, die dem Intellektuellen eigen sein soll, wenn er diesen Namen verdient. Auch so mancher hervorragende Vertreter einer Spezialwissenschaft, dessen Geist befähigt ist, in die feinsten Einzelheiten seines Forschungsgebietes einzudringen, gehört nicht zur Gruppe der Intellektuellen, ja die Fülle des Spezialwissens, das er besitzen muss, ist so erdrückend, dass er nicht mehr die Kraft haben kann, darüber hinaus zu blicken. Er ist ganz und gar beheimatet in seinem Fachgebiet, so wie der Technokrat, so wie der Politiker ganz zu Hause ist in der Führung seines Unternehmens, in der Erledigung der Staatsgeschäfte, in der Behauptung der Macht. Dem gegenüber spricht man, nicht mit Unrecht, von dem „heimatlosen“ Intellektuellen, dessen Geist freischwebend ist, der sich eben nicht mit ganz konkreten Aufgaben zu identifizieren vermag und der, wenn er es tut, vor allem die Rolle des Kritikers erfüllt.

Es ist merkwürdig um das Schicksal der eigentlich Geistigen in einer Welt bestellt, in der dem Geiste durch die Ausbreitung nicht nur der Kunst des Lesens und Schreibens, sondern vor allem auch durch diejenige des Buches eigentlich ganz neue Bahnen eröffnet

worden sind. Aber dies hat noch nicht dazu geführt, dass eine Vertiefung des menschlichen Denkens eintrat, im Gegenteil, viele Zeichen sprechen dafür, dass die Verbreiterung im Strome der Wissens-Vermittlung eher der Boden zu einer allgemeinen Verflachung bei gleichzeitiger Ermöglichung einer ausserordentlichen und dann im Einzelfalle allerdings höchsten Spezialisierung ist. In einer solchen Welt haben die Intellektuellen, mögen sie nun ihre Herkunft in der Wissenschaft haben, in der Kunst, in der Literatur oder auch in manchen Fällen in anderen, prosaischeren Bezirken des Lebens, keinen leichten Stand. Dass der kommunistische Osten für sie ein böses Feld ist, bedarf keiner Begründung, obwohl immerhin die Tatsache nicht ganz vergessen werden sollte, dass dieser Osten das Kind oder vielleicht schon der Enkel einer von Intellektuellen erträumten Revolution war. Aber er wurde nicht die Heimat des Intellekts in diesem Sinne, hat doch die Begrenzung der Freiheit des Denkens und ihres Ausdruckes dem Intellektuellen jene Heimat genommen, die er nun einmal braucht, die „Heimat der Heimatlosigkeit“. Ihn zu binden und ihm vorgeschriebene Aufgaben, ein Pensum zu stellen, verstösst gegen seinen Charakter. In einer vergessenen Schrift, die Rosa Luxemburg im Herbst 1918, während des Krieges, im Gefängnis schrieb, und die den Titel trägt: „Die russische Revolution. Eine kritische Würdigung“, sagte diese Frau, eine Intellektuelle im genauen Wortsinne, u.a.: „Das öffentliche Leben der Staaten mit beschränkter Freiheit ist eben deshalb so dürftig, so armselig, so schematisch, so unfruchtbar;

weil es sich durch die Ausschliessung der Demokratie die lebendigen Quellen allen geistigen Reichtums und Fortschritts absperrt... Freiheit ist immer Freiheit des anders Denkenden. Nicht wegen des Fanatismus der ‚Gerechtigkeit‘, sondern weil all das Beliehende, Heilsame und Reinigende der politischen Freiheit an diesem Wesen hängt und seine Wirkung versagt, wenn die ‚Freiheit‘ zum Privilegium wird.“ — Sie verband hier ihre eminent intellektuelle Haltung mit dem Gedanken der politischen Freiheit, nicht ahnend, wie sehr sie damit recht behalten sollte. Aber in Wirklichkeit ist die intellektuelle Existenz auch in den Teilen der Welt, in denen gegenwärtig die Freiheit des Ausdrucks nicht oder kaum beschränkt ist, in keiner Weise im Leben wirksam. Es gab einen Augenblick in der jüngsten Geschichte der Vereinigten Staaten, in dem plötzlich eine Wendung heraufzukommen schien, als der junge Präsident Kennedy seinen Ruf an die Intellektuellen ergehen liess und sich mit einem Kreis von Freunden und Mitarbeitern umgab, die nicht zu den Technokraten, nicht zu den Managern der öffentlichen Meinung gehörten, sondern Intellektuelle waren, Brückenbauer zwischen den verschiedenen Spezialgebieten des Wissens und des Tuns, Männer der Kritik an sich selbst und an dem Werke, auf das der Staatsmann nur allzu leicht in Stolz verfällt. Der Machtrausch verzerrt ihm die Perspektiven, unter deren Einfluss er selbst handelt und in denen sein Werk, sein Staat, seine Gesellschaft betrachtet werden muss, um ihren Ort in der Welt der Gegenwart und in der Zeit, in der Entwicklung zu begreifen. Es schien eine Art von Sternstunde anzubre-

(Schluss auf S. 12)

AUS STÄDTEN UND SIEDLUNGEN

Die Tel-Aviver Stadtverwaltung plant den Bau eines neuen Gesundheitszentrums, das sich auf einer Fläche von 100 Dunam an der Weizmann Str. im Norden der Stadt erstrecken wird. Vorgesehen ist dort die Errichtung eines städtischen Krankenhauses mit insgesamt 700 Krankbetten für alle Abteilungen (während der Stadt Tel-Aviv bis heute nur 350 Krankbetten zur Verfügung stehen). Neben dem Krankenhaus werden auch Forschungslaboratorien, ein Institut für Physiotherapie und eine Schule für Krankenschwestern, in der 120 Krankenschwestern ausgebildet werden können, errichtet.

Das neue Administrationsgebäude des Weizmann-Instituts in Rehovoth wurde in Betrieb genommen; der Neubau umfasst fünf Stockwerke.

Ebenso wurde ein Gästehaus für besuchende Wissenschaftler eingeweiht. Das Gebäude hat Raum für 24 Professoren und ihre Familien; dadurch wird der Austausch von Wissenschaftlern aus dem Ausland mit dem Rehovoth Institut gefördert.

Der Ramat Ganer Stadtrat verabschiedete das Budget für das kommende Finanzjahr in Höhe von IL 34 Millionen.

FINANZEN

Der Barmittelumlauf ging in der vergangenen Woche beträchtlich, nämlich um IL 13,7 Millionen, auf IL 755 Millionen zurück; hiervon sind IL 618 Millionen in Devisen und IL 139 Millionen in Gold gedeckt.

Im Januar d.J. erhielt die Regierung langfristige Devisenleihen in Höhe von \$ 18 Millionen, wodurch eine Auslandsverschuldung von \$ 899 Millionen gegenüber \$ 798 Millionen am 31. Dezember 1965 erreicht wurde.

Am 31. März waren die Devisenreserven der Bank Israel IL 35 Millionen höher als im Vormonat.

AUSSENHANDEL

Die Ausfuhr der diesjährigen Zitrusernte erbrachte \$ 80 Millionen, der Export von Zitrusprodukten \$ 25 Millionen.

Eine israelische Handelsmission begab sich zu einem vierzehntägigen Besuch an die Elfenbeinküste zwecks Verhandlungen über die Durchführung des bestehenden Handelsabkommens.

VERSCHIEDENES

Am 20. April erschienen die neuen Briefmarken im Nennwerte von 40 Agoroth (eine Gedenkmärke für die gefallenen Soldaten) und anlässlich des 18. Unabhängigkeitstages im Nennwerte von 12, 30 und 80 Agoroth.

Während des Rechnungsjahres 1965/66 wurde eine Rekordzahl von neuen Telefonanschlüssen installiert, nämlich 33 850, 42% mehr als im Vorjahre. Die Gesamtzahl der Telefonabnehmer hat 172.000 erreicht.

Die Visapflicht zwischen Israel und Uruguay wurde abgeschafft.

Aus *Criticus* Tagebuch

NEUE FINANZPOLITIK

In unserer Presse wurde gemeldet, dass gegenwärtig das Problem einer gewissen Änderung der auf Deflation bzw. mögliche Einschränkung der inflationären Tendenz gerichteten Politik der Staatsbank erwoogen wird. Eine der wesentlichsten Massnahmen der anti-inflationären Politik besteht ja in einer möglichst weitgehenden Einschränkung des Bankkredits, um auf diese Weise den Umlauf der Zahlungsmittel verschiedener Art unter Kontrolle zu halten. Eine der Schwächen dieser Politik war von jeher die Tatsache, dass sich eine Art von zweitem Geldmarkt entwickelte, der durch Diskontierung von Wechseln gegeben war und dessen Ausmasse in Israel sehr bedeutender Natur sind. Das Korrelat zu dieser Tatsache bestand darin, dass der Umfang der auf längere Zeit gegebenen Bank-Depositen mehr und mehr zurückging, sodass sie nur noch 17,6 Millionen IL betragen gegenüber ca. 100 Millionen IL Ende 1961. Das Publikum war nicht mehr daran interessiert, Gelder für längere Fristen auf der Bank zu halten, da die Zinssätze keinen Anreiz boten, und man zog es vor, derartige Gelder vor allem auf dem Gebiete des Wechsel-Diskonts zu benutzen. Wenn nunmehr, wie erwoogen wird, die Liquiditäts-Ansprüche für auf Zeit gegebene Depositen von 6% auf 10% herabgesetzt würden, so könnten die Banken in die Lage kommen, ihre Zinssätze für diese Gelder zu erhöhen und dadurch einen Anreiz zu gewähren, derartige Konten auszuweiten.

Es fragt sich allerdings, ob der Anreiz genügen könnte, wenn die Banken dadurch für 6 bis 12 monatige Gelder Zinsen in Höhe von 7—8% zahlen würden, die es ihnen ermöglichen, selbst mit ihrer Hilfe Anleihen zu den gesetzlichen Maximalzinsen zu geben. Denn beim Wechsel-Diskont bekommt der Geldbesitzer 10—12% Zinsen, frei von Steuern, wenn sich das Niveau des Diskontsatzes, der vom Anleihenehmer bezahlt wird, bei 17—20% bewegt. Es wird daher von seiten der Banken ein gewisser Zweifel ausgedrückt, ob die geplante Massnahme ohne eine Änderung des Zinsgesetzes fruchtbar sein kann. Immerhin darf man aber annehmen, dass in gewissem Umfang Gelder angezogen würden, ist doch das Wechsel-Diskontgeschäft nicht unbedingt jedermanns Sache. Ein anderes Problem bleibt die Frage, ob und inwieweit überhaupt eine Ausweitung des Bankkredits in dem hier in Frage kommenden Umfang einen merklichen Einfluss auf die allgemeine Wirtschaftslage haben kann zu einem Zeitpunkt, in welchem ein merkbares Nachlassen der Konjunktur vor allem auch auf dem Arbeitsmarkt zu spüren ist. In einer solchen Situation liegt der Gedanke sogenannter „reflationärer“ Massnahmen nahe, die eine gewisse Verwandtschaft zu inflationären Aktionen haben, ohne doch mit ihnen identisch zu sein, indem z. B. in diesem Falle Gelder in den Umlauf gezogen werden sollen, die auch bisher bereits z. T. wenigstens aktiv waren, aber auf einem anderen und weniger kontrollierbaren Gebiete. Der Versuch mag lohnend sein, zumal er den Vorzug hat, dass er durch den voraussehbaren geringen Umfang als Experiment keinen bedeutenden Schaden im Sinne einer unmittelbaren Ankerbindung der inflationären Tendenz anrichten kann. Zweifelsohne ist der Gedanke Ausdruck der Besorgnisse, die sich auf

sozialem und auf politischem Gebiete angesichts der jüngsten Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt ergeben.

DIE REGIERUNGS- GESELLSCHAFTEN

Die Israelische Gesellschaft für Staatswissenschaft hat sich ein Verdienst dadurch erworben, dass sie im Jahre 1962 durch ihren Vorsitzenden Prof. B. Akzin auf Veranlassung des Staatskontrollleure Dr. I. E. Nebenzahl eine Kommission einsetzen liess, deren Aufgabe es war, die Probleme zu untersuchen, die sich aus der Leitung der Wirtschaftsgesellschaften des Staates ergeben. Die Kommission umfasste eine grosse Reihe von Persönlichkeiten aus Staatsverwaltung, Wissenschaft und Praxis, darunter Vertreter der Leitungen einer Reihe grosser wirtschaftlicher Unternehmungen, und stand unter Vorsitz des ehemaligen Staatskontrollleure Dr. Siegfried Moses. Sie hat vor einiger Zeit ihren Bericht der Öffentlichkeit übergeben. Es handelt sich dabei um ein Dokument von grosser praktischer Bedeutung, allein schon deshalb, weil der Umfang der Unternehmungen ausserordentlich gross ist, von denen hier die Rede ist. Einmal sind es die Regierungsdienstleistungen wirtschaftlicher Art wie Post, Telefon, Eisenbahn etc. alsdann eine Gruppe von durch Statut mit der Regierung verknüpfter Institutionen wie die Nationalversicherung, die Hafenbehörde, die Bank Israel usw., und schliesslich Unternehmungen, an denen die Regierung direkt beteiligt ist und deren Zahl vor einem Jahre 110 Gesellschaften mit weiteren 110 Tochtergesellschaften betrug, wobei zu bedenken ist, dass sich darunter mit die grössten Gesellschaften des Landes befinden.

Die Untersuchung beschäftigte sich mit der Art der wirtschaftlichen Tätigkeit der Regierung und den organisatorischen Formen der Regierungsgesellschaften, alsdann mit den Voraussetzungen, die für die Errichtung derartiger Gesellschaften bestehen bzw. gegeben sein sollen, mit ihrer Leitung selbst, den Problemen der Regierungs-Aufsicht, Fragen die mit Änderungen in den Besitz-Verhältnissen und einer evtl. Auflösung gegeben sind, dem Einfluss des Regierungs-Anteils auf die Leitung usw. Die Arbeit wurde z. T. durch Unterkommissionen durchgeführt, und das Ergebnis ist ein in die Tiefe der sehr verwickelten Probleme gehender Bericht, der, von Dr. Moses eingeleitet, der interessierten Öffentlichkeit vorgelegt wird. Die zu jedem Abschnitt gemachten Empfehlungen werden in einem abschliessenden Teil durch eine Darstellung der gesetzlichen Massnahmen ergänzt, die erforderlich erscheinen, um die Empfehlungen sachlicher Natur zu realisieren. In dieser Hinsicht ist der Hinweis angebracht, dass es sich bei dem Dokument, das dieser Bericht darstellt, um einen sachlich exakt begründeten Vorschlag zu wichtigen Änderungen auf einem zentralen Gebiete unserer Wirtschaft und Verwaltung handelt, dessen Durchführung in die Hände der Knesseth gegeben ist. Umso bedeutsamer erscheint die Tatsache, dass es möglich war, in einer freiwilligen Kooperation zu einer Konkretisierung von z. T. weitgehenden Reform-Vorschlägen zu gelangen. Es gebührt sowohl der initiierenden wissenschaftlichen Gesellschaft wie all den Persönlichkeiten, die an dieser Arbeit teilgenommen haben, Dank für ihre Leistung,

WIRTSCHAFT

Der Lebenshaltungskosten-Index stieg im Monat März um 1,9 Punkte auf 114,6 Punkte.

Ein neues Phosphatfeld (mit 30% konzentriertem Phosphat) wurde an der Sdom-Elath Strasse entdeckt.

KULTUR

Das amerikanische Gesundheitsministerium stellte mehreren israelischen Ärzten den Betrag von IL 1.353.700.— für Forschungsarbeiten auf dem Gebiete des rheumatischen Fiebers zur Verfügung; der Forschungsplan sieht die Untersuchung und medizinische Ueberwachung von 5000 Jerusalemer Schulkinder vor.

Im Budgetjahre 1964/65 wurden 6,5% des israelischen Nationaleinkommens für Erziehungszwecke ausgegeben, während die Vereinigten Staaten nur 6% und Westdeutschland nur 3,5% ihres Nationaleinkommens hierfür aufwandten.

Die Zahl der Studenten im Studienjahr 1964/65 betrug an der Hebräischen Universität 12.000, am Technion 4000, 2500 an der Tel-Aviver Universität und 2000 an der Bar-Ilan Universität. In der gleichen Berichtszeit lehrten 1000 Professoren an der Hebräischen Universität, 450 am Technion, 271 an der Bar-Ilan Universität, 225 an der Tel-Aviver Universität und 189 am Weizmann Institut. Die Erziehungskosten eines Studenten betragen zu dieser Zeit im Jahre an der Hebräischen Universität IL 1240.- für Rechtsstudenten, IL 2000.- bei den Sozialwissenschaften, IL 7840.- bei der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät und IL 9300.- an der landwirtschaftlichen Fakultät.

Die Ausbildungskosten von 20.000 Studenten an den Hochschulen des Landes erfordern einen Kostenaufwand von IL 200 Millionen im Jahr.

Das erste Laboratoriumsgebäude der Hebräischen Universität im medizinischen Zentrum von Ejn Karem wurde eingeweiht.

von der zu hoffen steht, dass sie in Gesetzgebung und Verwaltungspraxis ihre Früchte tragen wird.

EINE RELIGIÖSE BEWEGUNG

Die Tagung der neuen religiösen Bewegung, die unter Führung von Prof. Ephraim Urbach in Jerusalem zusammentrat, war Ausdruck einer inneren Strömung des Unbehagens vor allem unter religiös-orthodoxen Intellektuellen Israels. Die Tagung hielt sich von radikalen Parolen fern und hielt sich durchaus im Rahmen des thora-treuen Judentums. Es war ihr Ziel, eine Reform der in Israel bestehenden religiösen Institutionen, vor allem in bezug auf ihre Beherrschung durch politische Parteien zu erreichen. Das sind an sich wichtige, wenn auch begrenzte Ziele und zweifelsohne geeignet, innerhalb des religiös gerichteten Teiles der Bevölkerung Sympathien zu erwecken, wenn auch damit noch nicht das tiefgehende Problem der Beziehung zwischen Staat und Religion und der Stellung des religiösen Judentums im Volke und in seiner jungen Generation gelöst wäre. Als ein Beginn auf dem Wege zur Besinnung auf die echten Aufgaben der Religion und des religiösen Judentums in Israel ist der Versuch zu begrüssen und zu ermutigen, der in Jerusalem in die Wege geleitet worden ist.

EIN ARABER IM KIBBUZ

Zu Attalah Mansours Roman „In neuer Beleuchtung“

Beide waren Eierverkäufer in der „Moschawah“, Machmud Abu Jussuf und Jaakov Misrachi. Machmud wurde in den Unruhen erschlagen. Von wem? Von den Engländern? Von den Juden? Von den Arabern? Es wurde nie festgestellt, und es wird nie festgestellt werden. Denn in dieser Zeit, kämpfte einer gegen den andern und alle untereinander. Als der Kampf zu Ende war, nahm Misrachi den kleinen Jussuf auf. Er wurde mit seiner Tochter Ruth, die an dem Knaben ebenso hing wie er an ihr, in einen Kibbuz geschickt, um erzogen zu werden. Aus Jussuf wurde Joseph, und er wuchs mit den jüdischen Kindern in einer Schule auf, die internationale Verständigung lehrte, ging von da auf „Hach-scharah“ und fand seinen Weg in den Kibbuz „Lichtberg“. Ruth wurde vom Vater aus der Schule genommen und als sie heiratete, sah sie Joseph nicht mehr wie früher als ihren Bruder an, sondern nur als einen „Freund“. Das empfand der zarte Joseph, der den Anblick von Blut nicht ertragen konnte, nachdem er seinen zu Tode getroffenen Vater hatte sterben sehen, als tödliche Beleidigung, er verliess seinen Kibbuz und wanderte in einen anderen, nach „Lichtberg“. Dort verliebte er sich in eine der Frauen, die über seine Verwandtschaft seinen Vater, seine Familie Näheres wissen will. Er versucht Misrachi, wieder aufzusuchen, damit er als sein Vater fungiere; der aber lehnt ab in den Kibbuz zu kommen, denn da hat man „Gott von sich gewiesen“. Das Geheimnis, das um Joseph Jussuf ist, wird gelüftet, seine Aufnahme in den Kibbuz, die gerade bevorsteht, gefährdet, seine Beziehung zu seinem eigenen Volke wird ebenso fragwürdig wie die zu den bisherigen Kameraden. Denn im Nachbardorfe, wo man zu Wahlzeiten arabische Stimmen wirbt, soll er jetzt, als Araber, der er ist, auftreten und kann das ebenso wenig, wie sich als Jude gebärden. Als man ihn in der entscheidenden Versammlung des Kibbuz, die über seine endgültige Aufnahme bestimmen soll, fragt, als was seine Kinder aufwachsen werden, sagt er, als „Menschen“ — weder als Juden noch als Araber. Aber die Antwort wirkt auf ihn selbst ebenso hohl wie auf die Leser.

Ein Roman? Eine erfundene Erzählung? Sicher, aber nur in unwichtigen Einzelheiten. Haben wir doch erst vor kurzem gehört, dass in einem Kibbuz, wo ein Araber eine Jüdin heiraten wollte, die beschliessende Versammlung die Aufnahme des Paares in die Gemeinschaft ablehnte. Die Geschichte, wie sie uns in aller Kürze und ohne Übertreibungen von Attalah Mansour in seinem hebräisch geschriebenen Roman „In Neuer Beleuchtung“ (Attalah Mansour, Be'Or Chadash, Karni Verlag, Tel-Aviv 1966) geschildert wird, ist dem israelischen Leben entnommen.

Attalah Mansour wurde im Jahre 1934 in Gusch Chalav geboren, dem Maronitendorf im Norden, das bei uns durch die unglückselige Vertreibung der Einwohner des zerstörten Dorfes Eramt peinlich berühmt geworden ist. Er besuchte die Mittelschule in einem libanesischen Dorf. Im Jahre 1950 kam er nach Israel zurück und blieb hier illegal bis zum Jahre 1960. Er erhielt dann die israelische Staatsbürgerschaft.

Als er heimlich nach Israel zurückkehrte lernte er hebräisch in der „Hach-scharah“ des Kibbuz „Schaar Haamakim“, und vieles in seinem Roman bezeugt den Einfluss dieser Zeit sowohl auf seinen Glauben wie in bezug auf seine Desillusionierung. Bis zum Jahre 1958 war er ein Mitarbeiter des „Ha-olam Haaseh“; heute ist er ein angesehener Mitarbeiter des „Haaretz“ und macht aus seiner Kritik an der Politik der Regierung gegenüber der arabischen Minorität im Lande keinen Hehl. Sein erster Roman erschien arabisch im Jahre 1962 und wurde sowohl von der arabischen wie von der hebräischen Presse scharf abgelehnt.

Mansour lässt seinen Roman gut aussehen, der Kibbuz nimmt Joseph als Chawer auf und auch seine Geliebte bleibt bei ihm. Aber die Frage, wohin der Held nun eigentlich gehört, bleibt offen. Er wird seine Kinder nicht als „Menschen“ erziehen können, jedenfalls nicht in absehbarer Zukunft. Sie sind entweder Juden oder Araber und es ist kein Zufall, dass der Kibbuz erst beschliesst, ihn aufzunehmen, nachdem jemand vorgeschlagen hat, dass die Diskussion und die ganze Angelegenheit nicht zu Protokoll genommen und nicht weiterverbreitet wird. Wie wird die Fortsetzung des Romans von Mansour aussehen? Wie werden seine Kinder aufwachsen, wie werden sie Wache stehen gegen eventuelle Übergriffe des Nachbardorfes? Oder wie werden sie sich stellen bei eventuellen Übergriffen des Kibbuz gegen die Nachbarn? Es sei denn, dass unterdessen Friede wird. Aber auch dann wird es nicht einfach „Israelis“ geben, sondern Juden und Araber.

Es ist als ein Ruhmesblatt der israelischen Demokratie und Meinungsfreiheit anzusehen, dass Mansour seinen Roman im Lande und hebräisch publizieren kann. Das wäre einem Juden nicht einmal im Libanon möglich. Damit bleibt jedoch das Grundproblem, das hier ein israelischer Araber in Form eines Romans aufrollt, noch ungelöst. Gerade sein Aufwachsen in einer Umgebung, die nicht müde wird, internationale Solidarität zu predigen, macht das Erwachen aus der Illusion so schmerzlich. Plötzlich ist aus Joseph Jussuf geworden, er kann nicht mehr an den Besprechungen über die Sicherheit seines Grenzdorfes teilnehmen, er ist mit einem Schlage ein Fremder in der altgewohnten Umgebung. Aber er ist auch ein Fremder unter seinen „eigenen Leuten“, sein Arabisch ist schlechter als sein Hebräisch, er ist unter den arabischen Dörflern nicht zuhause, man hat sie ihm im Kibbuz als „nicht progressiv“ dargestellt, sie arbeiten als Lohnarbeiter beim Bau in seinem Kibbuz, und man beginnt sich erst um sie zu kümmern, als die Wahlen heranrücken und eine andere Partei sich um die Gunst und die Stimmen der Dörfler bemüht. Ist das alles erfunden oder erkennen wir in dieser sehr einfachen Erzählung eine Zusammenfassung von vielen aktuellen Berichten, im Auftreten der Parteiführer im Kibbuz eine von den endlosen Wahlversammlungen, die wir bis zum Überdruß gekostet haben?

Der Weg für Joseph-Jussuf wäre seine Identifizierung mit den Dörflern, die man ihm als „nicht progressiv“ dargestellt hat und sein

Bemühen um ihre Wohlfahrt. Diesen Weg ist Rustum Bastuni gegangen oder hat ihn zu gehen versucht, als er seinen Sitz in der Knesseth verliess und als Architekt Pläne für die Modernisierung des arabischen Dorfes machte. Es ist der Weg, den die arabischen Studenten der Universität und des Technikums gehen sollten. Tun sie es nicht, so werden sich die besser unterrichteten arabischen Kreise in hilflosem Protest noch mehr

als heute den Kommunisten zuwenden, obwohl sie ihrer Phrasen so überdrüssig sind wie Joseph oder Jussuf der Reden über die internationale Solidarität.

Man muss Attalah Mansour dafür erkennen sein, dass er eine Frage, von der wir alle wissen und die wir bisher nicht lösen konnten, in Form eines Romans der Masse nahegebracht hat.

GE. LU.

Zu H. G. Wells' 100. Geburtstag

H. G. Wells, dessen Geburtstag sich vor wenigen Wochen zum 100. Male jährte, war ein merkwürdiges Phänomen der spätviktorianischen Zeit. Ein ausgezeichnete Schriftsteller auf drei Gebieten — der phantastischen Novelle in der Art Jules Verne, aber stets mit sozialistischem Einschlag, des Entwicklungsromans, der die unteren Schichten schilderte, und historischer sowie sozialer Studien — legte er weniger Wert auf die Kunst der Erzählung als auf den Ausdruck seines leidenschaftlichen Reformwillens. Er hörte sogar verhältnismässig früh auf, Schöpfungsgeschichten zu schreiben und beschränkte sich ganz auf das Gebiet seiner sozialen Tendenzen.

Wells wurde zur Zeit seiner grössten Popularität, um die Jahrhundertwende, recht oft, besonders von Bewunderern und politischen Freunden, in Gegensatz zu dem anderen grossen Romanautor der Zeit, Galsworthy, gebracht: dieser schildere den gehobenen Mittelstand, während Wells sich mit dem Schicksal des kleinen Mannes und des Entrechteten befasste. Diese oft gehörte Antithese stimmt indessen durchaus nicht. In seinen Theaterstücken setzte sich Galsworthy oft aufs wärmste mit sozialem Unrecht auseinander; so trat er in „Justice“ gegen die Härten der Einzelhaft auf, in „Strife“ gegen die Ausbeutung der Arbeiter.

Wells' Lebenslauf ist schnell geschildert: Er kam aus der unteren Mittelklasse, hatte eine harte Jugend, namentlich seine Jahre als Kaufmannslehrling in einer Schnittwarenhandlung verbitterten ihn, und zeitweilig war er kranklich. Dennoch wurde er achtzig Jahre alt.

Sein erster ganz grosser Erfolg war „The Time Machine“ (1895). Ein Mann erfindet ein Fahrrad, das ihn durch die vierte Dimension führt — in die Zukunft. Er durchfliegt einige Jahrtausende, dann macht er halt. Nun befindet er sich in einer lieblichen, blumenreichen Gegend, bewohnt von niedlichen, gutmütigen, nur puppengrossen Menschen, die keinem etwas zuleide tun, sich von Früchten und Gemüse nähren und überhaupt nicht arbeiten. Sie stehen geistig nicht höher als Kleinkinder und leben sorglos in den Tag hinein. Unser Held entdeckt schachartartige Eingänge in die Unterwelt, steigt neugierig hinunter, um in notdürftig erleuchteten Höhlen affenanartige Geschöpfe zu finden, die viele Maschinen aller Art haben und sie geschickt bedienen. Sie liefern den oben lebenden Menschen Kleider und alles sonst zum Leben Notwendige, aber nichts steigen sie hinauf und fressen sich an den Wehrlosen satt. Die Moral

der Geschichte ist klar: So wird es in der Welt einst aussehen, wenn der Kapitalismus an der Herrschaft bleibt.

Solche meist grauenvolle Märchen erfand Wells mit seiner unerschöpflichen Phantasie in grosser Zahl. Daneben schrieb er realistische Romane, zum Teil düster autobiographisch, wie „Kippis“, „Love and Mr. Lewisham“, zum Teil recht liebenswürdig humoristisch, wie „The History of Mr. Folly“. In die letzte Gruppe der zahlreichen Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers gehören historisch-soziologische Studien, so „Short History of the World“, „Utopia“, „The Science of Life“, „War and the Future“. In diesem zum Teil wirklich prophetischen, zum Teil aber fehlgehenden Büchern, zeigt sich Wells wenig konsequent, oft optimistisch, oft verzweifeln, leidenschaftlich in seinen Urteilen und nicht objektiv. Zweifellos war sein grösstes Talent aber dasjenige, das er selbst am wenigsten schätzte — die Kunst der Erzählung.

PAULA ARNOLD

TWO EXCLUSIVE SUMMER SCHOOLS*

JULY - AUGUST ELITE

CHELTENHAM COLLEGE, ENGLAND.

PRINCIPAL: MR. M. GROSSMAN, B. Sc. (Econ.), Dip. Ed.

INSTITUT MONTE ROSA TERRIT - MONTRUX, SWITZERLAND.

* Zur Förderung der Erziehung Ihrer Kinder u. Verbesserung Ihrer engl. Sprachkenntnisse

BY TOUROLAM TOUR OPERATORS

Prospekte u. Details bei Ihren Reise-Agenturen.

Ben-Schemen / Integration zweier Kulturen in einem israelischen Kinderdorf

Unter diesem Titel schrieb die deutsche Lehrerin Elisabeth Bückmann als wissenschaftliche Abschlussarbeit eine Studie, die das „Deutsche Institut für Internationale Pädagogische Forschung“ in Frankfurt am Main vor kurzem herausgab.

Dass junge Deutsche, getrieben vom Stühngedanken oder von soziologischem Interesse, nach Israel kommen, das hiesige Leben beobachten, auch helfend mitarbeiten und darüber berichten, wurde zu einer immer beachtenswerten, aber gewöhnlichen Erscheinung. Die Studie von Elisabeth Bückmann fällt aus diesem Rahmen heraus. Eugen Lemberg, der Herausgeber der pädagogischen Serie, schreibt in seiner Einführung, dass die aus evangelisch-theologischem Hause stammende Lehrerin E. Bückmann das Problem beschäftigt, wie Kinder aus uneinheitlichen Bevölkerungsgruppen „durch Gewöhnung und Erziehung zu Trägern einer gemeinsamen nationalen Kultur zu machen sind“. Es ist eine Frage, vor der heute viele Länder stehen, die aber nirgends so klar hervortritt wie in Israel. Darum beschloss sie, ein Jahr lang als unbezahlte Helferin im Kinderdorf Ben-Schemen zu arbeiten und „durch den Umgang mit Erziehern und Kindern des Dorfes systematisch Beobachtungen zum Integrationsproblem zu sammeln“. Durch Teilnahme an Vorlesungen in der Jerusalemer Universität, durch Besichtigung anderer Erziehungsinstitutionen, durch Gespräche mit führenden Pädagogen und durch Vertiefung in wichtige Publikationen zu israelischen Bevölkerungs- und pädagogischen Fragen vertiefte sie das selbst Beobachtete.

Die Konzentration auf ein einzelnes Kinderdorf, und innerhalb der dort erzogenen ca. 500 Kinder und Jugendlichen auf 55 Sechis bis Elfjährige, in deren Haus Elisabeth Bückmann lebte und arbeitete, zeigte ihr ungenießbar klar die Aufgabe, die unseren Lehrern und Erziehern gestellt ist — und darüber hinaus das Gesamtproblem unserer neuen Volkswendung. Dieser Einblick (der eigentliche Zweck des Studienaufenthalts) führte sie aber, als einer für ihren Beruf geborenen Pädagogin — trotz ihrer sich erst langsam vervollkommnenden Beherrschung des Hebräischen — zu einer so warmen, natürlichen Beziehung zu den ihr anvertrauten Kindern und zu Israel, dass beim Lesen ihrer Studie nicht ein fremder Beobachter vor uns zu stehen scheint, sondern ein ernst suchender Mitarbeiter unserer verantwortungsbewusstesten Pädagogen.

Die Aufenthaltszeit von Elisabeth Bückmann fiel in das Schuljahr 1960/61. Unter den in Ben-Schemen lebenden Kindern waren damals die weitaus meisten europäischen Ursprungs, überwiegend aus mittelständischen Familien. Nur etwa 15% der Volksschulpflichtigen stammten aus islamischen Staaten. Dieser Prozentsatz dürfte sich inzwischen geändert haben — aber kaum die Problematik, die unser gesamtes Schul- und Erziehungswesen belastet, und welche auch in der vorliegenden Studie in den Vordergrund tritt: die Vereinheitlichung westlicher und östlicher Bevölkerungskreise.

Dabei beobachtete E. B. auch bei den Kindern europäisch-jüdischer Herkunft starke Differenzen in der menschlichen Haltung und in den Schulleistungen. Sie erklären sich nicht nur durch individuelle Anlagen, oder durch die soziale Situation der Familien, nicht durch die Beziehung zwischen Va-

ter, Mutter und Kind, die auf die Entwicklung jedes Kindes, auch auf das im Heim eingeordnete, entscheidend einwirkt.

Im Jahre 1960/61 hatte die Mehrzahl der Ben-Schemener Kinder (oft nur für die Übergangszeit untergebracht, welche ihre Eltern für die berufliche und Wohnungs-Einordnung im Lande brauchten) ihre erste Lebenszeit, und viele auch die ersten Schuljahre in kommunistischen Ländern verbracht. Sie wussten nichts vom jüdischen Glauben, verschlossen sich vor dem Tenach, gegen die jüdischen Feste. Von den aus Polen neu eingewanderten Kindern hatten sehr viele überhaupt erst nach der Machtergreifung Gomulkas, bei Neueinführung des Religionsunterrichts in den Schulen, erfahren, dass sie Juden sind. Sie hatten die Erschütterung ihrer Absonderung noch nicht überwunden. Es verlangte viel Takt und Einfühlungsvermögen von Erziehern und Lehrern, die so herangewachsenen Kinder dem Lande, oder auch nur Ben-Schemen, einzufügen.

Und doch wiegen diese Probleme leicht gegenüber denen des Unterrichts und der Erziehung jüdisch-orientalischer Kinder-Problemen, die eng miteinander verbunden sind. Denn das so häufig ungesicherte Selbstgefühl dieser Kinder, die vorwiegend aus der untersten Bevölkerungsschicht Israels stammen, wird durch ihre Armut an Begriffen und damit an Worten und speziell durch Leseschwierigkeiten, welche die Teilnahme an jedem Unterricht behindern, weiter erschüttert. Die Folge ist bei Allzuvielen Mangel an Konzentration, Passivität oder Aggressivität. Der erschwerte intellektuelle und damit später auch wirtschaftliche und soziale Aufstieg dieser Bevölkerungsgruppe ist so schon bei den Kleinsten angelegt. Darum wird die Frage, wie die von Europäern aufgestellten Lehrpläne und die aus dem Westen übernommenen Lehrmethoden der veränderten Schülerschaft Israels besser angepasst werden können, zu einer der ernstesten in unserem Lande. Führende Pädagogen beschäftigen sich theoretisch und in praktischen Versuchen seit Jahren damit — und sie wird von Elisabeth Bückmann ausführlich, mit Verständnis und Anteilnahme, besprochen.

„Integration zweier Kulturen“ bildet ja das eigentliche Thema ihrer Studie — wobei sie „Integration“ in Gegensatz zu „Assimilation“, zur Anpassung an den leitenden Bevölkerungskreis, stellt. Durch Assimilation und Integration kann das „Zusammenwachsen der einzelnen Teile zu einem neuen Ganzen“ erfolgen. Dabei versteht sie unter „Integration“ das Eintreten des Hinzukommenden in eine Gruppe, die durch ihn vervollständigt und mit gefordert wird... Die Lebensformen der Gruppe sind somit eine Synthese aus den mitgebrachten Formen der einzelnen Glieder.“

Integration, im Sinne dieser Definition, ist das Ziel, das der Verfasserin der Studie offenbar vor-schwebt, und sie sieht in Ben-Schemen Anfänge dazu in der Gestaltung der Feste mit ihrer Pflege der aus Asien und Afrika mitgebrachten Musik, mit der Hervorhebung der besonderen Ausdruckskraft orientalischer Juden bei Tanz und Vorführungen.

Doch ist diese Fest-Kultur im Kinderdorf, wie auch sonst im Lande, nicht nur eine Insel inmitten einer durch die Räte bestimmten Kultur, die als Weltströmung alle mitreißt?

Hier nur noch einige Sätze zur Ergänzung und Korrektur zu dem, was in der Studie über die Anfänge von Siegfried Lehmanns Jugendarbeit gesagt wird. Hier musste sich die Verfasserin ja ganz auf fremde Informationen stützen, nicht wie bei ihrer Gesamtdarstellung auf eigene Beobachtungen. So wäre diese Ergänzung unerheblich, wenn sie nicht weiter zu führen verspräche.

Das „Jüdische Volksheim“ in Berlin, die erste Schöpfung Siegfried Lehmanns, entstand nicht (wie E. B. schreibt) unter dem Einfluss der deutschen Jugendbewegung. Das „Volksheim“ wurde durch die englische „Settlement-Bewegung“ angeregt. Gemeinsam war der englischen und der deutsch-jüdischen Bewegung der sozialpädagogische Gedanke, verschiedene waren sie darin, dass die englischen Studenten, die in die schlechtesten Wohnviertel zogen, den Menschen, die sie um sich sammelten, helfen und geben wollten, im Jüdischen Volksheim aber zugleich ein Geben und Nehmen war. Siegfried Lehmann und der mit ihm zusammenwirkende „Helfer-Kreis“

gaben der „Volksheimjugend“ von ihrem höheren Wissen um europäische Kulturwerte, und sie empfingen durch dies Zusammenleben dankbar und bewusst von dem Reichtum jüdischen Volkstums. Im Volksheim erfolgte eine wahre „Integration“, weil Geist, Liebe und Achtung den Kreis verband.

Aber in Einem missglückte der ursprüngliche Gedanke: es gelang den deutsch-assimilierten Helfern nicht, den Weg zu der Generation der Eltern zu finden. Sie sammelten um sich nur Kinder und Jugendliche, und unter ihnen auch nur diejenigen, die selbst schon den Weg zur Assimilation beschritten hatten. Es scheint uns wichtig in der heutigen Situation im Lande an Erfolg und Versagen der Volksheimbewegung zu erinnern. Die Bemühung der israelischen Pädagogen um die Vereinheitlichung unseres Volkes kann nur zu Erfolg führen, wenn sie durch freiwillige Arbeit von Jugendlichen für Jugendliche unterstützt wird, die einander achten und offen sind, von einander zu lernen.

M. T. F.

Einweihung des Kulturhauses im Kibbuz Givat Chaim (Ichud)

Am 29. März fand im Kibbuz Givat Chaim (Ichud) die feierliche Eröffnung des im Andenken an das österreichische Judentum errichteten Kulturhauses statt.

Chalutzim aus Oesterreich gehören zu den Gründern dieses Kibbuz, und es war eine gute Tat, dass die jüdische Gemeinde Wiens, durch Zurverfügungstellung der Geldmittel, dieses Werk ermöglichte, das von einem Komitee ehemaliger österreichischer Juden in Israel initiiert wurde.

Der Saal des Kulturhauses mit seinen mehr als tausend Sitzplätzen ist in Form und Bühnengestaltung geeignet, ein Zentrum kultureller Veranstaltungen für alle benachbarten Siedlungen des Emek Chefer zu werden. An dem Festakt der Einweihung dieses Hauses nahmen zahlreiche Freunde des Kibbuz aus allen Orten teil. Der Vorsitzende Izhak Feninger begrüßte den Botschafter

Oesterreichs Dr. Walther Feinsipp, Regierungsrat Wilhelm Krell, den Amtsdirektor der Jüdischen Gemeinde Wiens, Dr. Georg Weis, den Generalsekretär des Hilfsfonds und die Vertreter des Irgun Oiej Merkaz Europa Dr. J. Lamm und Dr. H. Trauer. Ansprachen hielten: der Botschafter Dr. Feinsipp, Regierungsrat Krell im Namen der Jüdischen Gemeinde Wiens und Zwi Krämer für das Initiativkomitee.

Mendel Singer, der durch Jahrzehnte an der Spitze der zionistisch-sozialistischen Bewegung Oesterreichs stand, würdigte in einem Referat die Bedeutung des österreichischen Judentums und dessen Persönlichkeiten, die einst diesen blühenden Zweig des jüdischen Volkes repräsentierten.

Eine sehr geschmackvolle Darstellung der Jugendgruppe des Kibbuz beendigte diese Feier.

Aus Literatur und Kunst

„Der Jugend noch eindringlicher die „Toleranz des Herzens“ zu vermitteln, die den Mitmenschen eben nicht nur aussergewöhnlicher Leistungen wegen manchmal anerkennt, sondern jeden Tag schlecht und schlechthin deswegen, weil auch er Menschenantlitz trägt, weil auch er zu der einzigartigen, nur den Menschen auszeichnenden Freiheit sittlicher Selbstbestimmung und der hierin Liegenden Würde fähig ist. Nur wenn der Jugend eine völlig vorurteilsfreie Weise alltäg-

licher mitmenschlicher Anerkennung zur absoluten Selbstverständlichkeit geworden ist, wird sie vor neuen Versuchsungen bewahrt sein.“ Mit diesen Worten schloss der Freiburger Philosophieprofessor Dr. Werner Marx sein Dankeswort an seine Geburtsstadt nach der Übergabe des diesjährigen Mühlheimer Ruhrpreises für Kunst und Wissenschaft. Der Preisträger hatte die Stadt gebeten, den Preis dem Leo Baeck Institut in New York zu überweisen.

Dr. Haas Schäffer 80 Jahre

Am 11. April 1966 konnte der ehemalige Ministerialdirektor und spätere Staatssekretär im Reichsfinanzministerium der Weimarer Republik Dr. Haas Schäffer seinen 80 Geburtstag begehen. Er bearbeitete s.z.T. die Reparationsfragen und vertrat Deutschland bei vielen Konferenzen. Als Staatssekretär ab 1929 wirkte er in den schwersten Krisen-jahren 1932 schied er, als Papen Reichskanzler wurde, aus dem Staatsdienst aus und wurde General-

direktor des Ullstein-Konzerns. Er emigrierte 1934 nach Schweden und war auf dem Gebiet der Sanierung des zusammengebrochenen Zündholz-Konzerns tätig. Schäffer beriet auch die schwedische Regierung in Finanzfragen und nach dem Kriege die Regierung der Deutschen Bundesrepublik. Seinen Wohnsitz behielt er in Jönköping in Schweden bei. Haas Schäffer setzte in diesen Jahren seinen Einfluss nicht zuletzt für die Regelung der jüdischen Entschädigungsansprüche ein.

Polnische Impressionen / Bericht über eine Reise

Der nachstehende Bericht eines unserer Freunde über seine Reise nach Polen im vergangenen Herbst dürfte unsere Leser sehr interessieren, vor allem auch diejenigen, die aus manchen der in dem Bericht genannten Orte stammen. (Red.)

Polen ist eines der wenigen Länder hinter dem Eisernen Vorhang, das sich der westlichen Touristik nur sehr zurückhaltend erschliesst. Wir verbrachten 18 Tage im Lande und haben deshalb kein Recht, Urteile zu fällen; wir geben nur unsere Eindrücke wieder. Wir sahen nur einen Teil des Landes und enthalten uns, soweit wie möglich, der Verallgemeinerung. Wir sprachen nicht Polnisch und hatten deshalb nicht unbegrenzten Kontakt. Wir waren Touristen, nicht Journalisten, und hatten mit Aemtern und Pressestellen nichts zu tun. Aber wir sind mit dem Wagen kreuz und quer, wie wir wollten, durch das Land gefahren und haben deshalb sicherlich mehr gesehen als auf einer programmierten Tour.

Wir überschritten die Grenze in Teschen; die Fahrt führte uns nach Krakau, Auschwitz, Kattowitz, Gleiwitz, Ratibor, Neisse, Ottmachau, ins Glatzer Bergland, nach Hirschberg und ins Riesengebirge, nach Görlitz rechts der Neisse, Schweidnitz und Breslau, quer durch Südpolen nach Kalisch, Lodz und Warschau; von dort über Ploonsk nach Thorn, Graudenz, Bromberg, Gosen und Posen nach Frankfurt (Oder).

AUF POLENS STRASSEN

Das Strassennetz in den Teilen des Landes, die wir durchfahren haben, ist weit besser als sein Ruf. Die Hauptstrassen sind durchgehend vorzüglich instand; die Nebenstrassen überwiegend gut, stellenweise mässig. Nirgends haben wir in Polen über blosser Schottersteine oder längere Strecken mit schweren Schlaglöchern fahren müssen. Dafür sind die auf der Karte nicht verzeichneten, ärgerlichen und alle Zeitpläne zerstörenden Umleitungen häufiger. Die Strassen in den nach 1945 übernommenen Landesteilen sind naturgemäss besser instand. Die nach 1933 gebaute Gebirgsstrasse von Oberschreiberhau nach Flinsberg ist vorzüglich. In vielen kleineren Ortschaften gibt es noch holperiges Kopfsteinpflaster. Streckenweise experimentiert man mit gebrannten Ziegeln als Strassen- decke. Die Kennzeichnung der Strassen ist ausserhalb der Ortschaften durchweg sehr gut; in den grossen Städten ist sie oft mangelhaft.

Die Fahrdisziplin ist in Polen schlechthin imponierend. Der Erwerb und der Unterhalt eines Wagens ist so kostspielig, dass jeder aus nacktem Selbsterhaltungstrieb bemüht ist, Schaden zu vermeiden. Die Polizei ist unerbittlich; die Strafen sind drakonisch. Niemand wagt es, auch nur ein kleines Glas Bier zu trinken, solange er am Steuer sitzt; er riskiert seinen Führerschein. Die vorgeschriebenen Geschwindigkeiten werden strikt beachtet; niemand überholt auch nur eine Kuh, ohne auszuweichen. Die Fahrdisziplin in den grossen Städten während der Zeiten des Stossverkehrs ist naturgemäss etwas lockerer, aber unvergleichlich viel besser als im Westen, England ausgenommen. Die Fussgänger sind

nicht minder diszipliniert. Die Strassen auf dem Lande wirken fast leer; Lastwagen sind ausserhalb der Industriezentren selten; die berufliche und private Motorisierung ist noch im Werden. Das Omnibusnetz ist gut ausgebaut und erfasst auch die kleinsten Orte. Die Strassenbahnen in den grossen Städten sind während der Verkehrsspitzen hoffnungslos überfüllt; es gehört zum guten Ton, dass die jungen Leute auf den Trittbrettern stehen und aus der Wagentür herausquellen. Taxis gibt es reichlich, auch überland. In manchen Städten halten sie nur an den vorgeschriebenen Halteplätzen, nicht etwa auf Anruf.

LEBENSMITTEL-VERSORGUNG

Im Gegensatz zum südlichen Nachbarland, der Tschechoslowakei, dominiert hier das Pferd, dort hingegen der Traktor. Dort gibt es eine alte industrielle Tradition; hier herrscht noch die bäuerliche Wirtschaft. Während in der Slowakei trotz der Traktoren im Oktober die Garben noch auf den Feldern standen, war hier alles abgemäht und abgeräumt. Dort sahen wir nur alte Leute, Frauen und Kinder auf den Feldern arbeiten; hier arbeiten Männer und Frauen jeden Alters. Dort wird offenbar die männliche Arbeitskraft von der bevorzugten Industrie absorbiert, so dass in der Landwirtschaft Arbeitermangel herrscht. Darunter leidet die Versorgung. Während wir dort im Oktober kaum Zwetschgen, Äpfel oder Birnen sahen — wir „begnügten“ uns mit Melonen und ungarischen Weintrauben —, herrscht in Polen Ueberfluss an jeglichem Obst und Gemüse. In Teic in Böhmen, einer im 18. Jahrhundert steckengebliebenen, bezaubernden Kleinstadt mitten im Obstanbaugebiet, stand man in langen Schlangen um Obst an. In Polen sind auf den Märkten weithin sichtbare Pyramiden von riesigen Grün- und Rotkohlkugeln aufgebaut, vor denen sich alles nur denkbare Obst ausbreitet; es ist sorgfältig ausgesucht und liebevoll dekoriert. Schlangen für Lebensmittel haben wir in Polen nirgends gesehen. Die Läden, besonders die Feischierräden, sind allerdings nach Arbeitsschluss gedrängt voll; das liegt aber nicht am Warenmangel, sondern an der Personalknappheit. Das Angebot an See- und Flussfischen ist, wie zu erwarten, imponierend. Das Brot ist gut, wenn auch nicht so köstlich wie das slowakische, das zusammen mit grüner Paprika ein wahrer Genuss ist.

Sehr verlockend angerichtet und immer sehr wohlchmeckend sind die kalten Vorspeisen, die einen vollen Gang darstellen und auch ebenso viel kosten. Die Landeseinwohner befeuchten sich in diesem Stadium mit viel eiskaltem Schnaps, wobei auch die Damen kräftig mithalten. Andererseits ist dortzulande kaltes Bier unüblich; die auf den Tischen bereitstehenden Bierflaschen haben leider Rotweintemperatur. Ferner lernt der Anfänger, dass der russische Borschtsch (mit Kohl und Fleisch) in Polen zur klaren Brühe wird; dass Beilagen wie Gemüse und Salat extra bestellt werden müssen; dass Kopfsalat unbekannt ist, aber Salzgurken ihn bestens ersetzen; dass die polnischen Gänse so vorzüglich sind wie ihr Ruf; dass der gewichtigste Bestandteil jeder Mahlzeit immer noch die Kartoffeln sind, und dass die anderwärts so seltenen, herrlich duftenden Walderdbeeren hier billig sind und in Mengen verzehrt werden. Aus-

serhalb Krakaus, das nicht nur in dieser Hinsicht österreichisch geblieben ist, ist der Kaffee nicht viel wert, und für einen guten Tee ist es dort, wo wir waren, noch nicht östlich genug. In Krakau und Warschau ist der Kaffeehausbetrieb südlich laut, lebhaft und tagesfüllend, ganz im Gegensatz zu Prag, wo man sich dafür keine Zeit mehr nimmt. Das Gebäck fanden wir uninteressant, mit der glänzenden Ausnahme einer Bäckerin am Markt in Krakau, die von der Vorsehung den treffenden Vornamen Honorata erhielt und in einem witzigen Hintergeass köstliche Gebilde produziert und verkauft, die stehenden Fusses genossen werden müssen. Obligato ist die Aufheiterung des speisenden Gastes durch Unterhaltungsmusik aus uralten Zeiten, die zu dem verkündeten gesellschaftlichen Fortschritt gar nicht recht passen will: oberlesische Kumpel mit offenem Hemd und vom Schnaps verglasten Augen dinieren in Kattowitz zu den Klängen des „Graf von Luxemburg“.

JAZZ

Jazz ist so ausserordentlich beliebt, dass in vielen Hotels die Band bis morgens früh um vier spielen muss, wobei es bis zum Schluss übertoll ist, selbst in der Nacht vom Sonntag zum Montag. Auf die Frage, wie man dann am Montag arbeiten könne, wird lachend erwidert, das mache doch nicht sehr viel aus. Selbst in einem nach Saisonschluss im Oktober völlig menschenleeren Kurort wie Kudowa war der bis neun Uhr abends dunkle und leere Speisesaal, als die lautstarke Jazzband einsetzte, plötzlich voller Menschen und taghell erleuchtet; zu unserem Leidwesen blieb er es bis morgens früh. In Kalisch war das vom Hotel getrennte Restaurant abends wegen des „dancing“ und der Ueberfüllung geschlossen; das andere Restaurant in der Stadt war es auch; wir gingen also nach einem langen Reisetag hungrig zu Bett.

HOTEL-PROBLEME UND PLANUNG

Die für den Fremdenverkehr bestimmten „Orbis“-Hotels sind fast ausnahmslos gut; die nicht auf Touristik getrimmten städtischen Hotels sind zwar stets sauber, aber für unser Gefühl desolat und lieblos gehalten. In den städtischen Hotels wird wenig investiert; man improvisiert, und das System der städtischen Planung stumpft weitgehend die persönliche Initiative ab. Prämien für das Uebersoll haben wenig Reiz, weil die Planer am grünen Tisch oft unerreichbare Ziele setzen. Die Sicherheit des Gehalts erstickt die produktive Phantasie. Das frühere Hotel „Dreibergen“ in Hirschberg ist für den, der mit der Vergangenheit verglichen kann, eine schreckliche Bedrückung: trotz allem sichtbarem guten Willen bietet es das Bild trostlosen Verfalls. Die Augen des Wirts und der Wirtin fehlen. Der anonyme Staat kann zwar die Erfüllung von Anordnungen erzwingen; oft wird nicht einmal das erreicht. Die tägliche liebende Pflege des Eigenen kann er niemals ersetzen. Die Planung von oben her muss unzulänglich sein. Wenn man Servieren eines schlichten Frühstückes regelmässig ausser dem Tisch noch zwei Stühle benutzt werden müssen, ist der Tisch zwar sehr chic, aber doch eben zu winzig. Auch die beste Planung ist nutzlos, wenn die Pflege ausbleibt. Dass alle elektrischen Birnen ausnahmslos funktionieren, ist selten;

defekte Wandfliesen, oft von sichtlich ungeübter Hand eingesetzt, werden nicht ersetzt; zerbrochene Fensterscheiben werden notdürftig gekittet oder so belassen, wie sie sind; in Bad Kudowa brannten von den Neon-Leuchten des Speisesaals nur noch einige wenige; die Glashüllen der Wandleuchten waren zerbrochen und durch billiges buntes Papier ersetzt; die Türen quetschten erbärmlich; auf die Tischtücher durfte man nicht zu genau hingucken. Aber an der Tür standen ein livrierter Fortier und ein bell-boy. Technische Pannen müssen stets einkalkuliert werden: kein Wasser oder kein warmes Wasser, kein Licht, keine Heizung — und niemand murt. In Krakau hatte sich in einem ersten Restaurant die Fensterscheibe verkratzt, und der Oktoberwind blies schneidend kalt herein — niemand begehrt auf. Im Posener „Mercury“, einem anspruchsvollen Hotel amerikanischen Stils, werden die Stühle von der Terrasse hineingeholt und durch den Speisesaal befördert; die zigarettenrauchenden Träger sperren zu ihrer Bequemlichkeit die Flügeltüren weit auf, und es bläst eisig herein — keiner nimmt Notiz. Erst als die Träger eine längere Sitzpause einlegen, ohne die Türen zu schliessen, knallt eine Kellnerin sie zu. Daraufhin wird die Sitzpause unterbrochen: alles sitzt wieder prompt im Zugwind und flüht sich schweigend.

Die Planung ist starr und keiner Variation fähig, wenn die Tatsachen es anders wollen. Wenn der Plan vorsieht, dass ab 15. Oktober geheizt wird, und es in der ersten Oktoberwoche bereits bitterkalt ist, dann bleibt es auch in den Zimmern bis zum 15. Oktober bitterkalt; die als Notventil eingebauten Vorschriften sind so kompliziert, dass niemand es mit ihnen aufzunehmen wagt; lieber friert man und lässt andere frieren, als dass man einen Verstoß gegen den Plan riskiert.

Die Schwierigkeiten, gutes Material zu erhalten, sind gross; qualifizierte Arbeit zu bekommen, ist offenbar noch schwieriger. Schief eingesetzte elektrische Schalter, mangelhafte aufgespannte und permanent verharzte Vorhänge sind keine Seltenheit. Wo nicht kontrolliert wird, arbeitet man langsam. Die Art, wie zwei Dachdecker auf dem Dach in ihre Arbeitskleidung hinüberwechselten, hätte sogar Grock auf neue Ideen bringen können. Gut erzogenes und ausgebildetes Hotelpersonal ist noch immer rar. Wenn die Kellner mit leeren Tablettis in die Küche zurück eilen, soll man sich nicht wundern, dass die Arbeit nicht geschafft wird. Selbst in einem sehr guten Hotel in Warschau wollte sich der vom Alkohol beschwingte Ober vor Lachen darüber ausschütten, dass jeder zweite Gang auf der Speisekarte nicht mehr vorhanden war; in Kudowa und Hirschberg setzten die Kellner ungeniert die Bierflasche vor unseren Augen an den Mund.

Der Plan will es mitunter, dass kostspielige Lichtreflexe gemacht wird. Warum, ist nicht ersichtlich, da es eine echte Konkurrenz nicht gibt, und der Staat nur eine einzige Kasse hat. Der Kunde hat keine Wahl; ob Reklame oder nicht, er muss ja schliesslich doch nehmen, was ihm vom Staat geboten wird. Das Prestige-Denken siegt über dem Zweckmässigkeits-Kult stets dann,

(Schluss S. 6)

Polnische Impressionen

(Schluss von S. 5)

wenn es darum geht, den westlichen Gast zu beeindrucken. Es muss so aussehen wie in New York, doch jeder weiss, dass es nach Lage der Dinge gar nicht so sein kann. Niemand nimmt daran Anstoss, dass Schein und Wirklichkeit schmerzlich auseinanderfallen. Der westliche Gast soll sich möglichst heimisch fühlen. Das führt in Warschau zum Ausländer-Ghetto und zu schiefen Urteilen bei Genen, die es nicht verlassen. Ausserhalb von Warschau unterliegt man dieser Gefahr nicht. Dafür ist man dort vom Weltgeschehen abgeschnitten, auch wenn man polnische Zeitungen lesen könnte. Westliche Zeitungen liegen nur in Warschau und nur im Klubraum für Ausländer in den „Orbis“-Hotels aus. Die einzige westliche Zeitung ausserhalb Warschaus war ein „Christian Science Monitor“, eine Woche alt. Die westlichen Sender werden, sobald die Nachrichten beginnen, von Ostdeutschland aus wirksam gestört.

Die dem Touristen, der nicht Polnisch spricht, möglichen Kontakte vollzogen sich in den Städten und in den westlichen Landesteilen auf Deutsch, Französisch oder Englisch. Die alte Generation der polnischen Bevölkerung der früher deutsch besiedelten Landesteile spricht durchweg fließend Deutsch; der Polizist auf der Strasse kann es vielleicht, darf es aber nicht tun; die frühere Bürgerschaft spricht Französisch, und die Jugend versucht sich gelegentlich auf

Englisch. Die Buchläden führen viel westliche Literatur; wenn sie politisch akzeptabel ist. Die polnische Buchproduktion erschien uns qualitativ und quantitativ sehr eindrucksvoll, wengleich es stört, dass man in jedem Fenster oft die gleichen Bücher aufliegen sieht. Die Kinderliteratur fällt durch besondere reizende Illustrationen auf. Naturwissenschaftliche, technische und medizinische Literatur ist überwiegend russischer Herkunft, was ein sehr hohes Niveau des russischen Sprachunterrichts in der Schule voraussetzt. Für den Touristen, der nach guten Photobüchern sucht, ist schlecht gesorgt. Am Ort selbst haben wir niemals das Richtige gefunden; aber in der riesigen und herrlich ausgestatteten Buchhandlung im gigantischen „Palast der Kultur und der Wissenschaft“ in Warschau fanden wir schliesslich alles, wonach wir ausserhalb Warschaus vergebens gesucht hatten. Die Bevorzugung der Hauptstadt auf diesem und manchem anderen Gebiet — Strassen, Wohnungsbau, Theater — wird in der Provinz mit Kummer registriert.

SCHULKINDER

Auf anderen Gebieten wiederum ist die Planung und Versorgung auffallend gleichmässig. Die Schulkinder waren überall ein erfreulicher Anblick; sie tragen schwarze oder dunkelblaue Kittel mit angeknöpftem weissen Umlegekragen, die ausnahmslos wohlgeputzt und gestärkt sind. Sie schienen uns aus-

gezeichnet erzogen; die Mädchen hatten die Haare sauber gestrählt und geflochten; sie hatten allesamt gesunde Farben und offene, freie, glückliche Gesichter. Wegen der auf dem Lande sehr weiten Schulwege sieht man sie meist in Gruppen. Ein etwa zwölfjähriges Mädchen gab uns, wenn auch für uns sprachlich schwierig, fließend über eine komplizierte Route der Umgegend Auskunft; offenbar hatte sie das in der Heimatkunde gelernt; die anderen Mädchen sprachen im Chor mit. In Hirschberg wurden zwei Schulklassen auf einer Reise über Nacht im Hotel untergebracht; Essen, Zu-Bett-gehen und Aufstehen vollzog sich lautlos; auf die Toilette wurde auf Zehenspitzen und flüsternd ghesucht; der Abmarsch klappte wie beim Militär. Elvira, das siebenjährige Schlüsselkind einer Serviererin, die über Mittag bei ihr am Arbeitsplatz sein durfte, produzierte sich vor den Gästen mit dem „Abbazä“, dem Kleinen Einmaleins auf Deutsch und Englisch und sang als Zugabe ein Lied auf Russisch. Auch die Älteren gehen in Schuluniform, und der Teufel ist los, wenn sie abends in „Zivil“ dort entdeckt werden, wo sie nicht hingehören. Turmfrisuren oder lackierte Fingernägel sind auch bei Primanerinnen undenkbar. Die Schulgebäude sind tadellos gehalten; oft sind es die einzigen modernen Gebäude am Platz. Für die Jugend wird sehr viel getan und sicherlich auch viel geopfert.

SOZIALPFLEGE

Wie zu erwarten, ist die Sozialpflege sehr gut ausgebaut. Im kleinsten Dorf gibt es Kindergärten; die früheren Gutshäuser sind zu Tagesstätten für Kinder arbeitender Mütter, Altersheimen oder Arbeiterklubs umgewandelt. Die Gebäude sind meist nicht gerade sonderlich gepflegt, der Park ist oft verwildert — wie sollte es anders sein, wenn nicht Scharen von Gärtnern täglich an der Arbeit sind —, aber es ist nicht zu leugnen, dass jetzt zahllose Familien von dem geniessen, was einst einer einzigen Familie vorbehalten war. Dass das gleiche Ergebnis vielleicht auch mit weniger Gewalt hätte erreicht werden können, steht auf einem anderen Blatt. Wir haben selbst in Warschau keinen Bettler entdecken können — wofür allerdings auch die Polizei sorgt — und keinen wirklich verwahrlosten Menschen; nur ganz selten pilzköpfige Beatniks, aber keine Gammeler.

Der Kampf des Staates gegen den Alkohol ist bisher noch nicht gewonnen worden. Es wird sehr viel, sehr hart und weit über den Durst getrunken. Betrunkene kann man an allen Orten und zu allen Tages- und Nachtzeiten sehen; oft stehen sie unmittelbar vor den grellen Plakaten, die vor dem Alkohol warnen. Die drakonischen Strafen gegen Alkoholdelikte am Steuer sind kein Zufall.

FELDZUG GEGEN DEN SCHMUTZ

Dafür ist der Feldzug gegen den Schmutz hervorragend geglückt. Ebenso wie im südlichen Nachbarland (wo mehrmals am Tag die Sprengwagen durch die Stadt fahren) sind die Strassen mit Paplerkörben geradezu gesäumt, und niemand wagt es, auch nur eine Zigarette auf dem Trottoir auszuwerfen. Die Polizei ist sicherlich an diesem Erfolg beteiligt, aber nicht weniger wohl auch der sprichwörtliche und sehr reale Stolz dieses Volkes. Auf diesem Gebiet ist sehr viel erreicht worden; das Strassenbild ist vorbildlich sauber.

Für den Touristen ist der Massstab des Stolzes die Reaktion auf Trinkgeld. Oft wurde uns die Annahme von Trinkgeld verweigert; in einer Autowerkstatt wollte man für eine Notreparatur nach der Arbeitszeit um keinen Preis etwas bezahlt nehmen. Gerade die einfachsten Leute zeigten am meisten Stolz — ähnlich wie in Spanien. Sie schenken lieber, als dass sie nehmen. Die uns gewährte Gastfreundschaft von Menschen, die wir zuvor nicht kannten, war geradezu atemberaubend; sie war ehrlich und ganz ohne Berechnung. Hier zeigt sich der polnische Charakter von seiner lebenswertesten Seite.

GESCHICHTSBEWUSSTSEIN

Stolz ist man auch auf die eigene Geschichte und ihre Denkmäler, und man tut alles, um sie in das Bewusstsein der Massen zu tragen. Nirgendwo in der Welt sahen wir so viele endlose Kolonnen von Schulkindern und inländischen Touristen wie auf dem Wawel-Schloss in Krakau oder in den Schlössern in und bei Warschau. Auch russische Soldaten mit Frau und Kindern pilgerten in Reih und Glied mit. In der Wawel-Kathedrale führte uns ein deutschsprechender Besucher aus Warschau, den eine berufliche Reise nach Krakau geführt hatte; für eine Stunde hatte er sich von seinen Geschäften freigemacht; er beherrschte die polnische Geschichte wie ein Primaner vor dem Abitur. Er legte noch eine Stunde zu, um uns zu führen.

Man tut alles, dass jedes polnische Kind wenigstens einmal in seinem Leben die Zeugnisse der Vergangenheit, die Grabmale und die Krönungsinsignien seiner Könige, die prunkvollen Residenzen der sächsischen Dynastie, die Kirchen, Rathäuser, Märkte und Bürgerhauden der Gotik und der Renaissance gesehen hat.

Was im Kriege an Kulturdenkmälern zerstört worden ist, hat man unter grössten Opfern historisch getreu und mit grosser Sorgfalt wieder aufgebaut, oder ist dabei, es zu tun. Wir haben in den schlesischen Städten noch manches arg zerstörte Rathaus gesehen, aber fast immer waren die Kirchen restauriert. Unvergesslich bleibt das Bild von Neisse, dessen Markt noch immer einem Trümmerfeld gleicht. Der weite, öde, von Ruinen umstandene Platz wird von der riesigen St. Jakobskirche beherrscht, deren asketische Backsteinmauern, auch im Inneren unverputzt, die Glaubensstrenge eindrucksvoll symbolisieren. Wir waren niemals in einer ganz leeren Kirche; immer knieten vor den Marien-Altären Frauen oder Männer, Alte oder Junge, Bauern oder Städter, Frauen mit Kopftuch oder junge Mädchen im Schneiderkostüm. In den mit Ostpolen besiedelten Landesteilen ist es stets die „schwarze Madonna“ mit ihrem unschuldsvollen Mädchengesicht und der prunkvollen goldenen Aura. Sonntags quellen die Kirchen von Menschen über. Wenn das Kirchenschiff die Besucher nicht fasst, steht und kniet die Menge dichtgedrängt vor dem Portal auf der Strasse. Hundert Meter weiter findet eine Kundgebung der Partei statt. Niemand stösst sich daran. Kommunisten sind oft eifrige Kirchgänger. Die katholische Kirche ist hier, so scheint uns, unzerstörbar im Volk verwurzelt; ihre sichtbare und unsichtbare Macht ist über alle Massen gross. Es ist schwer, sich vorzustellen, dass es hier einmal eine verfolgte Kirche gegeben hat.

(Ein nächster Bericht folgt)

Zur Geschichte der Juden in Deutschland

VIERSSEN

Ueber eine jüdische Familie in Vierssen (Niederrhein) wurde schon vor einiger Zeit berichtet, als Auszüge aus der Chronik der Familie Nussbaum in den (inzwischen eingegangenen) „Monatsheften“ dieser Stadt veröffentlicht wurden (August 1962). Die gleiche Familie tritt auch in der jetzt vorliegenden, weit umfangreicheren „Chronik der Viersener Juden (1809–1942)“ in Erscheinung. Eines der letzten Mitglieder der Familie war der (vor nahezu 100 Jahren geborene) Lehrer und Kantor der örtlichen Synagogengemeinde, Israel Nussbaum, der mit seiner Frau in Theresiensstadt umkam. Das neue Buch, erschienen als Nr. 1 der „Schriftenreihe des Stadtarchivs Viersen“ (Verlag der Stadt Viersen, 1965), ist von Ferdinand Dohr, dem Stadtarchivar, aus Akten, Tagebüchern und privaten Mitteilungen

mit liebevoller Sorgfalt zusammengestellt.

Abgesehen von der verhältnismässig ausführlichen Nussbaum-Chronik und einer vollständigen, das Schicksal von etwa 160 Viersener Juden im Zeitraum 1933/42 so gut wie möglich belegenden Namensliste, enthält Dohr mehr als 100 Seiten umfassende Schrift überwiegend Material aus dem 19. Jahrhundert. Dieses bezieht sich, ausgehend von einer Reihe von Verzeichnissen und Statistiken, auf die Familienverhältnisse und die wirtschaftliche und soziale Struktur des jüdischen Bevölkerungsteils der Stadt ab 1809. Sonderberichte gelten der Schule (1810–1932) und den jüdischen Friedhöfen, beginnend mit 1853. Vorangestellt sind einige wenige, auf Juden bezügliche Urkunden aus älterer Zeit.

WERTHEIM

Welche Bedeutung die wissenschaftliche Aufnahme von Grabinschriften für die historische Forschung haben kann, zeigt eine neue Arbeit des Mainzer Professors Dr. Eugen Ludwig Rapp. Das letzte „Wertheimer Jahrbuch“, das die lokalhistorischen Darstellungen des dortigen Historischen Vereins herausbringt, trägt zwar die Jahreszahl 1961/62, konnte aber erst Ende 1964 erscheinen. Die umfangreichste Veröffentlichung gilt den hebräischen Inschriften aus dem 15. Jahrhundert stammenden Grabsteinen auf dem bis in unsere Zeit reichenden jüdischen Friedhof der alten Mainstadt. Die Texte der insgesamt 72 datierbaren Grabsteine sind in Umschrift wiedergegeben

und mit Übersetzung und kurzer Erklärung versehen. 23 Grabsteine sind hervorragend abgebildet. Rapp, der sich schon mit jüdischen Grabsteinen aus dem mittelalterlichen Mainz befasst hat, beabsichtigt, diese wichtige Untersuchung fortzusetzen. Am Schluss des vorliegenden Aufsatzes zitiert er das Memorbuch von Charlesville, der ersten jüdischen Quelle, in der Wertheim erwähnt wird; dort heisst es in der Ortsliste der Verfolgungen von 1298 u.a.: „Dieses sind die Dörfer, Flecken und Städte, deren jüdische Bewohner ihr Leben hingaben zur Heiligung des Gottesnamens.“

Dr. E. G. LOWENTHAL
Frankfurt a.M.

Norman Mailers neuer Roman: Der Alptraum

Ein neuer, erregender und in seiner Eigenart bemerkenswerter Roman von Norman Mailer! Nach fast zehn Jahren, in denen Mailer nur etliche Essays politischen oder autobiographischen Inhalts schrieb, hat er sich jetzt wieder an die Abfassung eines Romans gewagt. Vielleicht war der Auftrag des amerikanischen Monats-Magazins „Esquire“ für ihn Antriebs und Zwang zugleich, jedenfalls hat er 1963/64 acht Fortsetzungen eines epischen Werkes geliefert, das er dann in etwas überarbeiteter Form unter dem Titel „An American Dream“ (The Dial Press, New York 1964 und André Deutsch, London) als Buch veröffentlicht hat. Aus kaum verständlichen Gründen glaubte die Droemerschke Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München, die im Herbst 1965 die von Paul Baudisch adäquat übertragene deutsche Fassung herausgebracht hat, den Titel in „Der Alptraum“ ändern zu müssen.

Mailer hatte, wie wir allen Grund haben anzunehmen, sein Buch absichtlich und ausdrücklich „An American Dream“ genannt. Er spielte damit nämlich auf den Titel einer Komödie an, die sein Freund Edward Albee (der Dichter des erfolgreichen Stückes „Wer hat Angst vor Virginia Woolf...?“) 1961 verfasst hat und die „The American Dream“ heisst. In diesem Stück tritt ein junger Amerikaner auf, der, bar allen und jeder geistigen Ballaste, gewissermassen das Ideal des amerikanischen Kraftmeiertums darstellt. Was bei Albee aber lediglich als Komödie und Persiflage gemeint ist, wird bei Mailer nun zu „einem“, glücklicherweise noch nicht alltäglichen Traum. Er weiss um den Hang des Amerikaners zum Extremen, er kennt die Sucht zur Perfektion in positiver und negativer Hinsicht, und deshalb ist sein neuestes Werk trotz aller frapierenden und manchmal sogar chokierenden Ausschweifigkeit ein zum Nachdenken tief anregendes Buch. Wir glauben, dass diejenige Kritik dem hochbegabten Autor nicht gerecht wird, die seinen neuen Roman lediglich als einen „Reisser“ auffasst.

Norman Mailer wurde am 31. Januar 1923 (nicht 1921, wie der deutsche Verlag angibt) in New Jersey von einem jüdisch-litauischen Vater und einer amerikanischen Mutter geboren. Mit fünfundsiebzig Jahren, 1948, brachte er seinen ersten Roman, „Die Nackten und die Toten“, heraus, der seine Kriegserlebnisse im Südpazifik schilderte und der zu einem Weiterfolg, auch als Film, wurde. 1951 folgte ein zweiter Roman, „Am Rande der Barbarei“, von dem der deutsche Klappentextverfasser anscheinend nichts weiss; denn „Der Kirschpark“, 1955 ist nicht zweiter, sondern sein dritter Roman gewesen. Nun, Mailers Stärke als Romaner liegt in der Herausarbeitung krasser realistischer Szenen, weniger in der Darstellung symbolischer Hintergründe: Bisher jedenfalls machten ihm die Handlungsmotive seiner Helden immer gewisse Schwierigkeiten. Deshalb vermochte er z.B. in „Am Rande der Barbarei“ den ideologischen Streit im Nachkriegsamerika zwar in Einzelheiten brillant zu gestalten, aber es gelang ihm nicht, ein Gesamtbild der wirklichen Struktur Amerikas am Ende der vierziger Jahre zu zeichnen. In seinem neuesten Roman geht er ebenfalls wieder von einem bestimmten Motiv aus, aber dann rollt das Geschehen an, es ergibt sich sozusagen folgerichtig aus dem

Gesetz, unter dem der Held oder die Helden stehen.

Man erzählt, Mailer habe einmal während einer Gesellschaft seine Frau brutal angefallen und ihr mit einem Messer schwere Schnittwunden beigebracht. In seinem neuesten Roman wird der 44-jährige Stephen Richard Rojack, ein Halbjud, zum Mörder seiner teilweise schon von ihm getrennt lebenden Frau. Diesen Rojack schildert Mailer als einen fast gänzlich von seinen Trieben besessenen Mann. Im Laufe von 36 Stunden — in diesem kurzen Zeitraum rollt die Handlung des Romans ab — ermordet Rojack also seine Frau in deren Schlafzimmer, dringt daraufhin eine Treppe tiefer bei ihrer Zofe ein und vollführt mit ihr einen sexuellen Exzess. Dann kehrt er wieder nach oben zurück und stösst, um einen Selbstmord vorzutauschen, die Leiche aus dem Fenster des zehnten Stockwerks eines New Yorker Hauses auf die Strasse. Er ruft selber die Polizei und hält bei allen Vernehmungen diese Fiktion des Selbstmordes konsequent aufrecht. Zunächst wieder auf freien Fuss gesetzt, tritt er — „wenn Deborahs Tod mir ein neues Leben beschert hatte, müsste ich jetzt volle acht Stunden alt sein“ — gegen Morgen in eine Bar ein, wo ihm die Nachtclubsängerin Cherry anzieht, deren Liebhaber er bald daraufhin wird. Als man ihn wieder zur Polizei ruft und nun schon an Hand offensichtlicher Beweise ein Geständnis von ihm verlangt, werden plötzlich alle Vernehmungen unterbrochen — wohl auf höhere Weisung hin. „Ich habe von allem Anfang an gewusst, dass da etwas nicht stimmt... Sie haben irgendwo einen grossen Freund sitzen“, lässt Mailer den vernehmenden Polizisten zu Rojack sagen und teilt damit einen Seitenhieb auf die Korruption der amerikanischen Polizei aus. Zu Cherry zurückgekehrt, verprügelt er im Zimmer dieser neuen Freundin seinen Nebenbuhler, einen Neger Sänger, und wirft ihm die Treppe hinunter. „Ein Stein des Schreckens gegenüber Negern fiel mir vom Herzen, war in dem Gepolter, Krach und Geschmetter seines Sturzes.“

Eine besondere Szene ist der nächtlichen Aussprache mit dem Vater seiner Frau in dessen Appartement im Waldorf Tower gewidmet. Mr. Oswald Kelly, ein mehrfacher Millionär, hatte selber seine Tochter als Fünfzehnjährige missbraucht. Dieses letzte Kapitel des Romans ist „Bei dem Löwen und der Schlange“ überschrieben und bringt so etwas wie eine philosophische Note in das Buch, es wird viel von Gott und Teufel gesprochen, ohne jedoch in seiner Phantastik überzeugend zu wirken. Auch die Abhängigkeit von den Mondphasen spielt eine gewisse Rolle. Nachdem Rojack die „Probe“ seines Schwiegervaters bestanden hat, flüchtet er wieder zu Cherry, muss aber erfahren, dass die Nachtclubsängerin, seine jüngste Eroberung, aus Irrtum ermordet worden ist. Mit dem Gefühl: „Jetzt habe ich lange genug mit dem Wahnsinn geliebäugelt“ und „Du bist noch einmal davongekommen“ setzt er sich in sein Auto und geht auf eine lange Fahrt nach Guatemala und Yucatán.

„Der Alptraum“ ist keine erfreuliche Lektüre. Allerdings ist es durchaus nicht nur das Hauptanliegen der Literatur, lediglich die positiven Aspekte unseres Daseins zu schildern: Auch die Nachteile des Lebens müssen ihre Darstellung finden. Das abtossende Thema kann

jedoch durch sprachliche und inhaltliche Formung künstlerischen Ausdruck gewinnen und dem Leser einen literarischen Genuss verschaffen. Dazu ist, unserer Meinung nach, aber erforderlich, dass auch in der Schilderung des Widerwärtigen die Verbindungslinien zum Humanen und Menschlich-Verpflichtenden nicht völlig abgeschnitten sind, dass hinter dem Trüben und Schlüpfrigen, dem Triebhaften und dem Gewalttätigen der Mensch in seiner sozialen und gesellschaftlichen Bindung nicht völlig versinkt.

Mailer gelingt das in seinem neuesten Roman nur sehr bedingt, obwohl das Buch teilweise ausgezeichnet geschrieben ist. Gleich am Anfang gibt es eine packende Szene, in der man den Verfasser von „Die Nackten und die Toten“ wiedererkennt: die Erinnerung an einen Zusammenstoss im Zweiten Weltkrieg mit vier deutschen Maschinengewehrbesatzungen, die er, Rojack, erschiesst. Diese Szene ist der epische Höhepunkt des Romans, dessen Kraft und echte Menschlichkeit im ganzen Buche nicht mehr erreicht werden. Ueberhaupt wimmelt es bei Mailer von Sprachbildern, die häufig allzu gekünstelt erscheinen. Hier einige Beispiele:

... Und ich folgte dieser Kraft. Sie war verheissungsvoll wie das Whiskyroma in einer Bar, wenn reiche junge Mädchen dort sitzen“ (S. 64).

... Er sah aus wie eine jener Urwaldtränen, die hoch oben auf einem Baumast sitzen und zuschauen, wie die Löwen und ihre Jungen Blut, Schaum und Fleisch aus den Eingewalden eines verwundeten Zebras reissen“ (S. 153/54).

... Seine Stimme war bewusst verschleierte, hatte aber den unterdrückten Klang eines Kloakendeckels, der aus seinem Loch gehoben und auf den Asphalt geworfen wird“ (S. 165).

Diese Beispiele könnten beliebig vermehrt werden, sie zeigen lediglich die Raffinesse des Schriftstellers, es fehlt ihnen jedoch die plastische Wirkung des echten, dichterisch empfundenen Sprachbildes. Auch von jüdischen Elementen ist das Buch völlig frei. Ja, es ist zutiefst unjüdisch in seiner Häufung von Gewalttätigkeit, rücksichtslosem Egoismus und eiskalter Beziehung zu den Opfern.

Wollte Mailer mit seinem Stephen Rojack nun einen bestimmten Typ des Amerikaners zeichnen? Darf man in diesem Gattenmörder Rojack autobiographische Züge des Autors vermuten oder wollte er „nur“ ein Bild des Verhaltens gegenwärtiger amerikanischer Gesellschaftsschichten geben? Was ihm auch immer bei diesem „amerikanischen Traum“ vorgeschwebt haben mag, das Buch stellt in keiner Weise eine soziale Gesellschaftskritik des gegenwärtigen Amerikas dar, es bleibt der ganz individuelle Ausdruck eines Aussenseiters, der keinerlei Allgemeingültigkeit für sich in Anspruch nehmen kann. In dem Buch tritt aber leider auch der literarische Abstieg eines vielversprechenden Talents hervor, dem es nicht gelungen ist, seiner eminenten Begabung als dramatischer Schilderer die menschlich-tragenden Hintergründe hinzuzufügen. Schreiben-Können ist noch nicht alles. Es muss die geschlossene Persönlichkeit dahinter stehen, die durch den manchmal hysterischen Wechsel der Zeiten hindurchsieht, die Distanz zu den Dingen gewinnt und das Schreckliche und Grauenhafte

in den Gesamtverlauf des menschlichen Geschehens stellt. Das hat Mailer in diesem Roman nicht vermocht, ganz im Gegensatz zu Saul Bellows „Herzog“, als dessen Gegenpart „An American Dream“ wohl gedacht war.

Bei einem Empfang, der zu Ehren Mailers anlässlich des Erscheinens seines Buches in London gegeben wurde, und über den die „Sunday Times“ vom 25. April 1965 berichtete, äusserte sich der Autor:

„Ich bin durchaus nicht glücklich über viele Schlagworte, die ich vor Jahren prägte — es gibt immer noch viel zu tun mit dem Roman, eine Menge Realität, über die niemand wagen darf, zu schreiben, eine ganz neue Art der Wahrnehmung der anderen Seite des Schreibens... Aber das ist hart, du hast manches bei deinen Lesern zu zerstören, ihren Unwillen, ihre Stimmung zu öffnen, und wenn du es zu oft tust, kommst du selbst in Gefahr, weil sie entweder schockiert werden oder nicht verstehen und auf alle Fälle deine Bücher nicht mehr lesen. Das ist der Nachteil meines Rufes, man spricht über mich, aber die Leser ziehen sich schon früher zurück.“

Dies scheint eine treffende Selbstcharakteristik. Sie deutet an, was Mailer vorschwebt. Er will dem Roman neue Wege öffnen, und zwar nach den Seiten des Lebens hin, die bisher, ausser in der Kriminalliteratur, dem wertvollen Roman fast gänzlich verschlossen geblieben sind. Aber in dieser Selbstcharakteristik liegt auch das Eingeständnis, dass es ihm bisher nicht gelungen ist, sich mit diesen Tendenzen so verständlich zu machen, dass die Leserschaft nicht von ihm abfällt. Nicht immer ist es der Leser, der Unrecht hat. Jede literarische Äusserung, die den Menschen gefangen nehmen soll; muss in das Zentrum aller menschlichen Dinge vorstossen, und dem Gesamtdrama der menschlichen Existenz Ausdruck geben, oder, wie wir gesagt haben, uns fühlen lassen, dass hinter dem Trüben und Schlüpfrigen, dem Triebhaften und dem Gewalttätigen der Mensch in seiner sozialen und gesellschaftlichen Bindung nicht völlig versinkt.

ELIESER LIEBSCHUTZ

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 15, POB 1489, Tel. 614411. Anzeigen-Annahme: Eitlingers Advertisng, Tel-Aviv, 70, Allenby Rd., Tel. 613344. Anzeigen-Annahme in Jerusalem: H. Sturmann, Tel. 33495. Herausgeber: Bitan Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. H. Tramer, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Blumenthal's Printing Press, Tel-Aviv.

REISEN

nach allen Ländern der Welt
Zuverlässige Beratung, Auskünfte
und prompte Erledigung
durch
aller Formalitäten
Dr. HURWITZ Ltd.
Travel Agency
Tel-Aviv, Yehuda Halevi Str. 43
Tel. 621351

Wir suchen
Frau RACHELA FELBEL
geb. Lewinsohn
früher Nahariya, Schikun No. 52
Commerzbank Aktiengesellschaft,
Berlin 30, Potsdamerstr. 125

In memoriam Jakob Lestschinsky

Mit Jakob Lestschinsky, der kurz vor Vollendung seines neunzigsten Lebensjahres am 22. März d.J. in Jerusalem zur ewigen Ruhe gebracht wurde, hat das jüdische Volk den Altmeister der jüdischen Statistik und den Begründer der jüdischen Soziologie und Wirtschaftswissenschaft verloren. Er gehörte zu den letzten grossen Figuren, die an der Wiege des modernen Judentums standen, die die Grundsteine für all das legten, was zu den tragenden Ideen der jüdischen Renaissance wurde. Sie schufen eine neue jüdische Literatur in Jiddisch und Hebräisch, sie wurden zu den Begründern der jüdischen Arbeiterbewegung, sie waren es, die der zionistischen Bewegung Wesen und Inhalt gaben.

Jakob Lestschinsky, als Sohn eines Kaufmanns 1876 in der Ukraine geboren, hat mehr und länger als irgend einer seiner Zeitgenossen zur Entwicklung modernen Denkens und der Wissenschaft vom Judentum beigetragen. Er erhielt im Hause seiner Eltern eine gründliche jüdisch-religiöse Erziehung, geriet jedoch unter den Einfluss von Achad Haam und sprach und schrieb nur hebräisch. Der Achtzehnjährige begann, sich mit der modernen hebräischen Literatur zu beschäftigen und auch Russisch zu lernen. Da das bei seinen Eltern verpönt war, verliess er das Elternhaus und flüchtete nach Odessa, wo er unter den schwierigsten Bedingungen seine Studien fortzusetzen versuchte. 1901 ging er für eine kurze Zeit nach Bern, um dort an der Universität Sozialwissenschaften und Philosophie zu studieren, kehrte aber bald nach Russland zurück, wo er sich der revolutionären Propaganda der ersten zionistischen Arbeiterkreise zuwandte. 1903 erschien in der hebräischen Zeitschrift „Eshkoloch“ seine erste wissenschaftliche Arbeit über die „Statistik einer Stadt“. Dieser Arbeit folgten nun eine grosse Anzahl von Veröffentlichungen in Buchform, insbesondere seine Untersuchungen „Der jüdische Arbeiter in Russland“, sowie etwas spä-

ter „Der jüdische Arbeiter in London“ und eine Fülle von Aufsätzen über statistische und wirtschaftsgeschichtliche Themen.

Seitdem der junge Leopold Zunz in der „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums“ 1823 auf die Grundlinien zu einer künftigen Statistik der Juden hingewiesen hatte, ist von jüdischen Gelehrten immer wieder der Versuch gemacht worden, statistisches Material zu benutzen, um bestimmte Erscheinungen im Leben der Juden zu untersuchen. Allerdings waren diese statistischen Arbeiten in der Regel nur Hilfsmittel für jüdische Philantropen oder jüdische Organisationen, die durch Vornahme von Zählungen und Untersuchungen oder durch Veröffentlichung von statistischem Material die Begründung ihrer philanthropischen Tätigkeit suchten, wobei auch die Benutzung dieses Materials von apologetischen Absichten bestimmt war. Jakob Lestschinsky brachte eine neue Form in die Benutzung statistischer Materials, für dessen Auffindung er einen ausserordentlichen Instinkt hatte. Ihn interessierte nicht so sehr die wirtschaftliche Tätigkeit einzelner Juden oder bestimmter Gruppen, sondern vielmehr die Erkenntnis von der Einheitlichkeit des gesamten jüdischen Volkes und dessen Rolle im Wirtschaftsleben der Völker. Er versuchte die Deutung unserer Geschichte und suchte nach Ausblicken auf das wirtschaftliche Schicksal in der Zukunft. Er hatte den Mut, sich dieser schwierigen Aufgabe zuzuwenden, und wurde dadurch zum eigentlichen Schöpfer der jüdischen Wirtschaftswissenschaft.

Lestschinsky gehörte zu den Begründern der sozialistisch-zionistischen Arbeiterbewegung, an deren Entwicklung er tätigen Anteil nahm. Ausgehend von der zionistischen Überzeugung seiner Jugend, machte er die Entwicklung der jüdischen Arbeiterbewegung zum jüdischen Nationalismus mit und wurde für eine Zeit zum Theoretiker der zionistisch-sozialistischen Arbeiterpartei. Er verliess jedoch die

zionistische sozialistische Bewegung und stand eine Zeitlang dem antizionistischen „Bund“ nahe, ohne ihm jedoch angehört zu haben. Um diese Zeit wandte er sich auch allgemeinen sozialen Aufgaben zu, sammelte Material über die Lage der Juden, veröffentlichte eine grosse Zahl von Aufsätzen und Büchern, hielt Vorträge und kam dadurch immer wieder in Konflikt mit den Polizeibehörden. 1910 studierte er kurze Zeit in Zürich, kehrte jedoch vor dem ersten Weltkrieg nach Russland zurück, erlebte die Revolution, verliess aber 1921, ideologisch enttäuscht, die Sowjetunion und liess sich in Berlin nieder, wo er bis zum Jahre 1933 seinen wissenschaftlichen Aufgaben lebte.

Lestschinsky war ein ungemäin aktiver und lebendiger Mensch, der immer bemüht blieb, Material für seine Arbeiten aus dem Leben der Massen des jüdischen Volkes zu sammeln, wobei ihm seine Begabung über komplizierte Zusammenhänge in einfacher, allgemein verständlicher Form zu reden und zu schreiben, besonders zustatten kam. Seine literarische Arbeit war bestimmt von der Begründung realer Notwendigkeiten, wie der Produktivierung und der beruflichen Umschichtung des jüdischen Volkes. Er erkannte auch die revolutionäre Bedeutung der modernen jüdischen Wanderbewegung, der ein grosser Teil seiner Untersuchungen gewidmet war. Während seines Aufenthaltes in Berlin gehörte er viele Jahre sowohl der Exekutive des „Ort“ als auch der Gesellschaft zur Regulierung der jüdischen Wanderung „Emligdirekt“ an. Er war einer der Mitbegründer des jüdischen wissenschaftlichen Instituts in Wilna, dessen Wirtschaftsabteilung er leitete und deren Veröffentlichungen er redigierte. Während seines Aufenthaltes in Berlin redigierte er für eine Zeit zusammen mit Jakob Segal die neue Folge der „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden“ und veröffentlichte 1932 für die Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden sein Buch über „Das wirtschaftliche Schicksal des deutschen Judentums“, das zu einem wichtigen Beitrag in der damals aktuellen Diskussion über die Wirtschaftslage

der Juden in Deutschland wurde. Wenn auch um dieses Buch erhebliche Meinungsverschiedenheiten entstanden, so mussten selbst die Kritiker dieser Arbeit die ausserordentliche Leistung Lestschinskys anerkennen.

Nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus flüchtete Lestschinsky zunächst nach Warschau und Riga und von dort nach Amerika, wo er bis 1959 verblieb. Er verlegte nachher seinen Wohnsitz nach Israel, womit ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung ging. Auch in Amerika veröffentlichte er eine enorme Zahl von Aufsätzen, Denkschriften und wissenschaftlichen Untersuchungen für verschiedene jüdische Organisationen. Dieses Material erschien zum grossen Teil ohne Namensnennung, und es wird wohl ausserordentlich schwer sein, eine Gesamt-Bibliographie seiner Arbeiten, Bücher und Aufsätze zusammenzustellen. Die Tragödie der Nazizeit hat Lestschinsky, der am Schicksal des gesamten jüdischen Volkes besonders interessiert war, dem Zionismus wieder näher gebracht. Obwohl es nicht wahrscheinlich ist, dass er ein organisiertes Mitglied der zionistischen Bewegung wurde, so war doch seine gesamte publizistische Tätigkeit und sein ganzes literarisches Bemühen auf die Stärkung der zionistischen Arbeiterbewegung und später des Staates Israel gerichtet.

Lestschinsky hat noch bei Lebzeiten seine Bibliothek und sein wertvolles Privatarchiv der Hebräischen Universität in Jerusalem übergeben. Mit ihm selber jedoch wurde ein grosser Schatz an jüdischem Wissen, an Materialkunde und Forschung zu Grabe getragen. Wer immer in der Zukunft versuchen wird, sich mit jüdischer Statistik, jüdischer Wirtschaftskunde oder jüdischer Wirtschaftsgeschichte zu beschäftigen, wird stets wieder auf das von Lestschinsky hinterlassene und verarbeitete Material zurückgreifen müssen. Er war ohne akademische Würden zu besitzen, Lehrer und Erzieher von Generationen jüdischer wissenschaftlicher Forscher, die seiner immer in Dankbarkeit und Verehrung gedenken werden.

S. ADLER-RUDEL

Recht und Gesetz

Die Scheidung von Religions-Mischehen

ZUM PROBLEM DER ZUSTÄNDIGKEIT DER RICHTER IN ISRAEL

In Israel gibt es kein ziviles staatliches Gesetz, in welchem die Fragen von Eheschliessung und Ehescheidung sachlich geregelt sind. Lediglich das Strafrecht greift ein, und es verbietet die Früh-Ehe von Mädchen und die Mehr-Ehe, auch soweit sie nach dem anwendbaren religiösen Recht zulässig und gültig wären. Es ist dies ein Zustand, wie es ihn in Deutschland vor dem Kulturkampf in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und in Oesterreich sogar bis zum Sommer 1938 gegeben hat. Eine Zivile gibt es dort nicht, und in der Regel können unter einem solchen Regime Religionsmischehen nicht geschlossen werden.

Aber auch ein solches Rechtssystem muss zu den Religionsmischehen Stellung nehmen, die im Ausland von Ausländern nach dem Recht des fremden Landes geschlossen worden sind, wenn solche Ehepaare einwandern. Dabei sind zwei Fragen zu klären: Wer entscheidet

im Streitfall? — also die Frage der Zuständigkeit, und dann die Frage, nach welchem Recht ist zu entscheiden.

Zur Frage der Zuständigkeit besteht noch heute die Regel, die sich aus Art. 47 der Mandatsverfassung ergibt, dass Fälle von Ehegatten verschiedener Religion grundsätzlich vom staatlichen Gericht zu behandeln sind und zwar gleichgültig, ob es sich um Inländer oder Ausländer handelt. Die Zuständigkeit von religiösen Gerichten scheidet dagegen grundsätzlich aus, da ein religiöses Gericht in Ehesachen nur zuständig ist, wenn beide Ehegatten der Religionsgemeinschaft des Gerichts angehören.

Das staatliche Gericht befolgt auch in Ehesachen die Regeln des internationalen Privatrechts und erkennt daher jede Ehe als gültig an, die seinerzeit nach dem Recht, unter dem sie geschlossen wurde, gültig geschlossen worden ist. Die Probleme beginnen aber, wenn ein sol-

ches Ehepaar geschieden werden will oder wenn ein Ehegatte den anderen auf Scheidung verklagt. Wenn die Ehegatten nicht beide israelische Bürger sind, kann und darf das israelische zivile Gericht kein Ehescheidungs Urteil erlassen, mag das Scheidungsverlangen sachlich auch noch so gerechtfertigt sein. Denn nach der palästinensischen Verfassung, die diesbezüglich noch gilt, darf ein staatliches Gericht bei uns im Lande die Ehe eines Ausländers nicht lösen. Im Sinne dieses Verbots ist auch ein Staatenloser als Ausländer anzusehen. Ein staatliches Gericht darf z.B. eine in Warschau vor dem polnischen Standesamt zwischen einem polnischen Katholiken und einer polnischen Jüdin gültig geschlossene Ehe nicht scheiden, wenn auch die Frau Israelin geworden ist, da der Mann zwar durch Auswanderung und Verzicht die polnische Staatsangehörigkeit verloren hat, aber nicht israelischer Bürger geworden sondern staatenlos ist.

Wenn aber auch der Mann in Israel eingebürgert wird, wären beide Ehegatten Israelis; soweit wäre unser staatliches Gericht befugt, sich mit dem Scheidungsprozess zu befassen. Jedoch taucht da die Frage auf, nach welchem Recht der staatliche Richter zu entscheiden hat. Wenn das staatliche Gericht

sich nach katholischem Kirchenrecht richten würde, weil der Mann israelischer Katholik ist, würde es zum Ergebnis kommen, dass überhaupt keine Ehe bestehe, aber dieser Weg ist für das staatliche Gericht nicht gangbar, da er mit den Regeln des internationalen Privatrechts unvereinbar wäre. Das Gleiche gilt für die Anwendung des jüdischen Rechts, an die man denken könnte, da die Frau Jüdin ist. Das staatliche Gericht wird sich wohl nach dem Recht richten, unter dem die Leute geheiratet haben, also nach polnischem Recht, und wenn die Ehegatten noch in zwischen gemeinsam eine andere Staatsangehörigkeit erworben hätten, käme auch das Recht dieses Staates in Betracht, dessen Bürger beide Ehegatten gewesen sind. Nur wenn dann bewiesen wird, dass Gründe vorliegen, die nach dem polnischen (oder dem sonst anwendbaren) Recht eine Scheidung rechtfertigen, darf der staatliche Richter solche israelischen Bürger durch Urteil scheiden. Wie gesagt, wenn auch nur einer nicht israelisch ist, ist die Scheidung durch den staatlichen Richter ausgeschlossen. Und wenn eine solche Mischehe seinerzeit in Italien oder Argentinien geschlossen worden ist, wo es keine Scheidung gibt, kann der

(Schluss auf Seite 9)

Der Mensch im Kraftfeld des unsichtbaren Universums

Drei Voraussetzungen sind für das Verständnis der Lyrik von Nelly Sachs, der deutsch-jüdischen, in Schweden lebenden Dichterin, gegeben.

Die erste bildet die Erlebniswelt der Dichterin. Sie hat von 1933–40 ein „Leben unter Bedrohung“ im Dritten Reich geführt. Ein Mann, den sie liebte, ist im Konzentrationslager zu Tode gemartert worden. Liebe Freunde verschwanden. Sie selbst hatte schon den Gestaltungsbehehl für den Arbeitsdienst in Händen, als sie sich im letzten Augenblick noch mit ihrer alten kranken Mutter im Flugzeug nach Schweden retten konnte. Jahrelang pflegte sie in kärglichen Verhältnissen die Kranke, die in hundert Nächten Zwiesprache führte mit getriebenen Toten. Im Winter 1943/44 beginnt aus diesen Erlebnissen ihre sprachschöpferische Dichtung aufzublühen.

Die zweite Voraussetzung ist ihre tiefinnerliche Religiosität, die Mythen, Dogmen, Bekenntnisse und traditionelle Vorstellungen auflöst in ein unsichtbares Universum, das erfüllt ist von mystischen, magischen, seelenhaften Kräften, und in dem alle Erscheinungen der grossen und kleinen Umwelt zu tragfähigen Symbolen werden für ihre tief aufgewühlte, leidensfähige, sehnsuchtsvolle Seele.

Die dritte aber beruht auf dem Willen und der Fähigkeit, Gedichte zu lesen, ohne sie umzusetzen in die rationale Sprache des Alltags. Man kommt dem Verständnis dieser Lyrik näher, wenn man sie vergleicht etwa mit den Malereien Paul Klees, die nicht einen Gegen-

„Späte Gedichte“ von Nelly Sachs

stand der Wirklichkeit darstellen, sondern nur als wegweisende Zeichen gelten wollen für die schaffende Phantasie des Betrachters in die unsichtbare Welt hinein. Vielleicht ist es noch treffender, an Erlebnisse musikalischer Gebilde zu denken, um deren Schilderung sich zwar die Dichter oft bemühen, die aber im günstigsten Fall nur in bildlicher Sprache andeutbar, jedoch nicht in die Alltagssprache übersetzbar sind. Sie gleichen Entdeckungsfahrten hinein in eine Welt, die mit den Sinnen allein nicht zu erfassen ist.

Aus den Erlebnissen stammt die tiefe Schwermut dieser Dichtungen, die Religiosität schafft ihren sinnvollen Zusammenhang, die schöpferische Sprachgewalt macht sie zu künstlerischen Gebilden von hohem Rang.

In ihren „Späten Gedichten“ (Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1965) hat Nelly Sachs das mächtige Motiv der jüdischen Volkskatastrophe im Dritten Reich weit hinter sich gelassen, das sie in „Eli“, „In den Wohnungen des Todes“ und „Sternverdunkelung“, zusammengefasst zu „Das Leiden Israels“ (1964), gestaltete. Nur hier und da dringt ein Nachklang ein. Auch in ihren späten dramatischen Dichtungen „Abram im Salz“, „Nachtwache“ und „Simson fällt durch Jahrtausende“ geht sie von realistischen Szenen aus, um sich dann über sie zu erheben in das ihr eigene religiös-ethische Reich hinein. In einer Anzahl kurzer mi-

musartiger Szenen und vor allem in den Gedichten der Sammlungen „Und niemand weiss weiter“ (1957), „Flucht und Verwandlung“ (1959), „Fahrt ins Staublose“ und „Noch feiert Tod das Leben“ (1961) löst die Dichterin sich immer weitgehend von der gegenständlichen Wirklichkeit los und wendet sich mehr und mehr dem Seelenleben der Menschen im Kraftfeld des unsichtbaren Universums zu. Die Sprache mystischer Religiosität ertönt somit schwerelos, reiner und innerlicher.

Ihre zuletzt veröffentlichten Gedichte umfassen die drei Gruppen „Glühende Rätsel“, von denen allerdings nur Teil III bisher unbekannt war, Teil I und II erschienen schon an anderer Stelle 1963 resp. 1964. Gegenüber allen vorhergehenden zeichnen sie sich durch Kürze infolge von Verdichtung aus. Viele von ihnen haben unscheinbare Einzelheiten der Wirklichkeit zum Ausgangspunkt. Einige Beispiele:

„Diese Nacht
ging ich eine dunkle
Nebenstrasse
um die Ecke...“ (S. 149).
„Auf und ab gehe ich
in der Stubenwärme...
Ich wasche meine Wäsche...“
(S. 150–152).

Diese profanen Gegebenheiten werden aber nur zum Anlass genommen, um rasch vorzustossen in die innere Welt. Auch dafür wieder ein Beispiel:

„Meine Hände gehören einem
fortgeraubten Flügelschlag
Ich nähe mit ihnen an
einem Loch
aber sie seufzen an diesem
offenen Abgrund“ (S. 151).

Leid und Schmerz, Trauer und Tränen, Abschied und Tod, der Weg in die Ewigkeit, Sehnsucht und Geheimnis, Auferstehung und Wiedersehen mit den Toten, ganz persönlich erlebt und erlitten, daraus setzen sich die Themen ihrer Dichtung zusammen. Alles Licht aber, das ins schwere Dunkel dringt, kommt aus dem Jenseits.

Mit dem sich auflösenden Ich verschmilzt die gesamte unendliche Umwelt in unzähligen phantasievollen Assoziationen. Daraus erwächst dann die Spannweite und die Ausdruckskraft einer neugeschaffenen Bildsprache. Einige Beispiele, die verhältnismässig einfach sind, mögen das verdeutlichen:

„Da legte sich mein Schatten
in meinen Arm
Dieses ermüdete Kleidungs-
stück...“ (S. 149).

„Mitternacht das schwarze
Aug
ist mit dem Totenlaken
zugedeckt...“ (S. 160).

„Im verhexten Wald
mit der abgeschälten Rinde
des Daseins
wo Fussspuren bluten“ (S. 172).
„Prophezeungen — fahle Blitze
an der Aschenwand“ (S. 200).
„Liebende
halten die Muschel mit
dem Konzert
der Tiefsee ans Ohr“ (S. 216).

Und so gibt es noch viele und sogar kompliziertere, die uns tiefer hineinreissen in die geheimnisreiche Jenseitswelt.

Immer häufiger werden jetzt Stimmen laut, die Nelly Sachs gerade aufgrund dieser späten Gedichte als die mächtigste deutsche lyrische Sprachgestalterin unserer Zeit betrachten. Sie steht zweifellos in Verbindung mit der vorherrschenden Kunstströmung in aller Welt, die im krassen Gegensatz zur Massenballung und zur sozialen Massenproblematik unseres Zeitalters den Ausweg sucht in einem gesteigerten Individualismus, der den sinnvollen Zusammenhang der äusseren Wirklichkeit negiert, alle überlieferten Formen sprengt und in der Dichtung eine völlig neue Sprache erstrebt. Nelly Sachs gehört dazu, auch wenn bei ihr im letzten Grunde Einheit und Sinn bewahrt bleiben durch ihre ethische religiöse Haltung. Deshalb darf man voraussagen und voraussagen, dass auch ihre späte Dichtung langsam und stetig in viele Sprachen eindringen und von der ganzen literarischen Welt aufgenommen werden wird.

WALTER A. BERENDSOHN

Die Scheidung von Religions-Mischehen

(Schluss von Seite 8)

israelische staatliche Richter auch nicht scheiden, weil es eben für israelische Bürger kein israelisches Ehe- und Scheidungsrecht gibt.

Es gibt aber eine Vorschrift, laut welcher der Präsident unseres Obersten Gerichts in Fällen, die Angehörige verschiedener Gemeinden betreffen, bestimmen darf, welches Gericht entscheiden soll. Er hat dann die Möglichkeit, es bei der allgemeinen Regel zu belassen, dass nämlich der District-Court entscheiden solle, oder aber eines der beiden in Betracht kommenden religiösen Gerichte. Dabei wäre im Falle, dass eine Scheidung verlangt wird, in der Regel klar, dass ein religiöses Gericht nur sein eigenes Recht anwendet und danach ein Urteil erlässt, in dem festgestellt wird, dass die Parteien nicht verheiratet sind. Aber auch das ist nicht immer sicher; denn wenn z.B. ein Katholik und eine Jüdin ohne Religionswechsel mit erzbischöflicher Genehmigung in einer katholischen Kirche in Wien vor 1933 getraut worden sind (und in Israel ist das theoretisch auch zulässig), dann handelt es sich um eine nach katholischem Recht geschlossene Ehe, die nach diesem Recht voll gültig und unlösbar ist. Wenn der Fall einer solchen Ehe an das katholische Kirchengericht verwiesen wird, könnte dieses Gericht nur die Gültigkeit und Unlösbarkeit der Ehe feststellen.

Die Verweisung an ein religiöses Gericht ist aber nicht in jedem Falle feststehend. Es muss erst einmal feststehen, dass die Parteien zwei verschiedenen anerkannten Religionsgemeinden angehören. Wenn z.B. der eine katholisch und der

andere religionslos ist, kommt eine Verweisung an das katholische Gericht nicht in Betracht, ebensowenig, wenn einer der Beteiligten Protestant, Baptist oder Mohammedaner ist. Noch nicht endgültig entschieden ist die Frage, ob ein Jude heute noch als „Mitglied einer anerkannten Religionsgemeinde“ anzusehen ist, nachdem die „Knesseth Jisrael“, die die Organisation der Jüdischen Gemeinde in der Mandatszeit gewesen ist, zu bestehen aufgehört hat. Diese Unklarheit wird möglicherweise durch Gesetz geklärt werden können.

Ausserdem aber kann der Präsident die Lösung einer Religionsmischehe nur dann an ein religiöses Gericht verweisen, wenn das religiöse Gericht an sich befugt ist, die Ehe zu lösen. Das ist den religiösen Gerichten in bezug auf nicht-jüdische Ausländer aber verboten und bei nichtjüdischen Staatenlosen ist es nur mit Zustimmung der Beteiligten gestattet. Wenn man bedenkt, dass in Israel bei einer Religionsmischehe von Einwanderern nur der jüdische Teil automatisch Israel geworden ist, während der andere Teil entweder Ausländer geblieben oder staatenlos geworden ist, wird man verstehen, dass die aus der Mandatszeit übernommenen Beschränkungen der Befugnisse unserer staatlichen Gerichte in bezug auf Nicht-Israels praktisch eine gültige Lösung solcher Ehen im streitigen Prozess unmöglich machen. Dabei handelt es sich um Beschränkungen, die vor Jahrhunderten aus Misstrauen gegenüber türkischen Gerichten durchgesetzt worden waren und für die im Staate Israel mit seinen Gerichten kein Platz mehr ist.

Dr. F. S. PERLES

Suchnotizen

Gesucht wird:

Dahlen (Davidsohn) Dr. Curt, geboren ca. 1890, und Mutter Gertrud; Schmidt, zwei Söhne, Vater Musiker, Mutter Kolonialwarengeschäft in Laurahütte/Oberschlesien; Buxbaum, Peter, geboren 5.8.1913 in Berlin, letzte Adresse London N.W.6, Shepherds Rd.

Angaben erbeten an IOME, P.O.B. 1480, Rambamstr. 15, Tel-Aviv.

★

Nachstehende Personen werden gebeten, sich unter Angabe der Aktennummer mit dem Suchdienst der Jewish Agency, P.O.B. 92, Jerusalem, in Verbindung zu setzen:

Abramowitz, Moritz und Elise geb. Lencik aus Mannheim, Dalberg Str. (0611804); Angress, Franz aus Beuthen, Kantstr. (26413); Benies, Rosa (Benischa), ca. 42 Jahre, aus München (146004); Biermann, Hanna, Max und Alfred, Väter: Jacob aus Berlin N.4, Schlegelstr. (146084); Kohn, Schlomo, Eltern: Jaosia und Ethel aus Leipzig-Neuschönfeld, geb. 1926 (144847); Nothenberg, Max aus Breslau

(146096); Schreiner, Ewald, Vater: Eugen aus Breslau (20522); Tarchis, Kantor, aus Beuthen (26413).

Goldberg, Arthur und Saly, Vater: Melech aus Dresden (146170); Markus, Heinz und Kurt aus Frostken/Ostpr. (146127); Wagschal, Francis, Eltern: Louis und Martha aus Hamburg (146009).

BERICHTIGUNG

„GLUECKLICHE TAGE“

In der Entgegung unseres Mitarbeiters Manfred Geis auf die Ausführungen von Herrn B. Simon in Nr. 15 des „MB“ vom 15. April 1966 sind durch ein technisches Versehen Auslassungen erfolgt, die sinnentstellend wirken. Es muss richtig heissen:

„Wir glauben nicht, dass solche literarischen Erzeugnisse geeignet sind, Heilung zu bringen — oder wenn, dann eher noch den Autoren, die mit dem Schreiben abreagieren, aber nicht den Zuschauern, die mit ihren Nöten belastet werden.“